GÜNTHER PRIEN



Mein Weg nach Scapa Flow

PRIEN / Mein Weg nach Scapa Flow

GÜNTHER PRIEN

Mein Weg nach Scapa Flow

Mit 64 Aufnahmen

Im Deutschen Verlag · Berlin

711.—760. Tausend

Einband: Giebelhausen

Printed in Germany

1. Der Absprung

Das war in Leipzig, im schlimmen Sommer 1923. Die Inflation hatte uns alle geplündert. Unsere Eltern waren arm geworden. Die Straßen, durch die wir gingen, sahen grau, schmutzig und verwahrlost aus.

Es regnete.

„Wollen wir's heute sagen?" fragte Heinz.

Ich dachte an meine Mutter und zögerte.

„Ich glaube, mein Alter kriegt einen Schlaganfall", meinte Heinz munter und ließ seine Hand bedeutungsschwer durch die Luft sausen. Die Aussicht auf väterliche Prügel konnte ihn nicht erschüttern. Er war gleich hart im Geben wie im Nehmen.

Vor unserer Haustür verabschiedeten wir uns. Nach ein paar Schritten drehte Heinz sich um und rief: „Ich sag's meinem alten Herrn heute, bestimmt!" und er bog, seine Mappe schwenkend, um die Ecke.

Ich ging die Treppe hinauf. Es war eine enge, ausgetretene Holztreppe, nur dürftig erhellt von den kleinen Flurfenstern, die nach dem Hof hinausgingen. Wir wohnten im zweiten Stock.

Meine Mutter machte mir auf. Sie war in der Malschürze. „Pst, leise sein, Günther", flüsterte sie, „Herr Buzelius schläft noch." Es

war der dicke Student, der gleich rechts neben dem Eingang wohnte. Er war schon im vierzehnten Semester. Bis mittags lag er im Bett. Er sagte, er könne am besten im Liegen arbeiten. Durch die Tür rasselte sein Schnarchen.

Ich ging nach hinten ins Berliner Zimmer. Der Tisch war schon gedeckt. Liese-Lotte und Hans-Joachim saßen da in ihren hohen Kinderstühlchen, blaß und verschüchtert. Auf dem Vertiko lagen drei Briefe in blauen Umschägen: Rechnungen!

Meine Mutter kam herein und brachte das Essen. Es gab Graupensuppe. Wir aßen schweigend.

„Ist's viel?" fragte ich und deutete mit dem Kopf auf die blauen Umschläge.

„Das Schlimmste ist der Zahnarzt", seufzte sie und fügte hinzu: „Leute, die nichts zu beißen haben, brauchen ja eigentlich keine Zähne."

Ich sah sie an. In ihrem gutmütigen, runden Gesicht war ein gequälter, verbitterter Zug. Nein, ich konnte ihr's nicht sagen, wenigstens heute nicht.

Nach dem Essen, während sie den Tisch abräumte, sagte sie: „Wenn du deine Schularbeiten gemacht hast, kannst du mal die Spitzen zu Kleewitz und Bramfeld bringen. Es ist wieder ein Karton angekommen."

Ich nickte. Es war kein angenehmer Auftrag, aber schließlich lebten wir davon. Meine Tante kaufte die Spitzen im Erzgebirge auf, meine Mutter vertrieb sie in Leipzig an kleine Läden und an Privatkundschaft. Es war ein mageres Brot, und manchmal kam's vor, daß es ganz ausblieb.

Erst gegen Abend machte ich mich auf den Weg. Der Karton war

unmäßig groß, und es war mir peinlich, von Schulkameraden gesehen zu werden. Der Laden lag am Neumarkt. Ein kleines Geschäft mit einem winzigen Schaufenster, in dem altmodische Wäschestücke lagen, Nachthemden mit Lochstickerei, Filetdeckchen und Klöppelspitzen, unsere Klöppelspitzen. Es sah aus, als wäre ein Wäscheschrank aus den achtziger Jahren in dieses Schaufenster ausgekippt worden. Im Laden war die ältere der beiden Schwestern Kleewitz, eine kleine, dürre Frau mit einer spitzen Nase und schwarzen Vogelaugen.

„Guten Abend", sagte ich und stellte meinen Karton auf die Glasplatte des Ladentisches. „Ich soll die Spitzen von meiner Mutter bringen."

„Kannst wohl auch nicht früher kommen", raunzte sie, „jetzt wo's dunkel wird ..." Sie nahm den Deckel vom Karton und fing an, in den Spitzen herumzuwühlen. Dabei murmelte sie unablässig vor sich hin:

„Natürlich wieder ungebleicht ... und immer dasselbe Muster: Gottesaugen, immerzu Gottesaugen. Kein Mensch fragt heute mehr nach Gottesaugen. Ich hab's doch schon letztes Mal gesagt!"

Ich sagte nichts.

Die Ladentür schellte, und eine Kundin kam herein.

Fräulein Kleewitz ließ mich stehen und bediente. Es war wunderbar, zu sehen, wie freundlich ihr Gesicht wurde, und zu hören, wie schmelzend ihre Stimme klang, als sie mit der Kundin sprach.

Ich stand da und beobachtete alles. Ja, so waren sie, diese Krämerseelen: krumme Rücken nach oben, Fußtritte nach unten.

Die Kundin zog ab mit einem Paket Stecknadeln, und Fräulein Kleewitz wandte sich wieder meinem Karton zu. Sie scharrte darin wie ein Huhn, das nach Würmern gräbt, und wieder fing sie an zu murmeln:

„Die Muster waren ganz anders, viel hübscher ... viel exakter gearbeitet ... am liebsten würde ich das Zeug überhaupt nicht abnehmen ..."

„Na dann ...", legte ich los.

Sie hob ruckartig den Kopf und sah mich an. Ihre Augen verkleinerten sich zu schmalen Schlitzen, und ihr Mund öffnete sich vor Spannung. Noch ein Wort von mir — und sie schmiß mich raus, zusammen mit den Spitzen. Ich wußte das so genau, als wenn sie's gesagt hätte. Und ich dachte an meine Mutter und die Geschwister zu Hause — und schwieg.

„Sagtest du was?" fragte sie.

„Nein."

„Na, ich möchte auch nichts gehört haben", schloß sie triumphierend.

Dann ging sie zur Kasse und zählte die Scheine auf den Tisch.

Ich dankte und ging.

Draußen brannte ich mir erst mal eine Zigarette an. Obwohl es noch hell war und ein Lehrer mich jeden Augenblick erwischen konnte.

Nein, so ging das nicht weiter. Ich mußte raus hier, wenn ich nicht ersticken sollte.

Heinz sprach heute mit seinem Vater, daß wir beide zur See gehen wollten, und ich mußte mit meiner Mutter darüber reden. Am besten, vielleicht schon heute.

Zu Hause schlang ich hastig mein Abendbrot runter und ging auf mein Zimmer. Es war ein kleines, schmales Zimmer zum Hof hinaus. Ein Feldbett stand darin, Tisch, Stuhl, Waschkommode und ein Bücherbord. Wenn man ganz nah ans Fenster trat, konnte man ein kleines Stück vom Himmel sehen.

Über meinem Bett hing ein Bild. Es stellte Vasco da Gama dar.

Ich liebte ihn am meisten von den großen Seehelden der Vergangenheit. Immer wieder las ich die Geschichte seines Lebens. Wie er losfuhr, ein siebenundzwanzigjähriger Mann, mit drei Schiffen, kaum größer als Fischerboote, wie er unter unsäglichen Strapazen Afrika umsegelte, wie er Indien eroberte und dann heimkam, vom König begrüßt und vom Volk umjubelt.

Wenn ich doch auch hinaus könnte und ein solches Leben führen! Aber meine Mutter hatte kein Geld — daran war nicht vorbeizukommen. Und ich selbst besaß zwar einundneunzig Schwedenkronen, die ich mir auf der Messe durch Führung von Ausländern verdient hatte. Ob einundneunzig Kronen reichten zum Besuch der Seemannsschule?

Vielleicht. Und wenn sie nicht reichten, dann mußte ich eben ohne Schule zur See gehen. Mit diesem Vorsatz schlief ich ein.

Am nächsten Morgen holte mich Heinz Frenkel ab. Wir hatten denselben Schulweg, und er erwartete mich unten vor der Haustür.

„Also ich habe mit dem alten Herrn gesprochen", sagte er, nachdem wir uns begrüßt hatten, „er war überraschend vernünftig für so'nen alten Mann. Erst soll ich mal mein Abi machen, hat er gesagt. Und wenn ich nachher noch immer zur See will, wird er mir keinen Stein in den Weg legen."

„Soso", sagte ich.

„Und du?" fragte Heinz. „Was hat deine alte Dame dazu gesagt?"

„Ach nichts . . . ich hab nämlich noch gar nicht mit ihr gesprochen."

Er schlug mir lachend auf die Schulter. „Na, altes Haus, dann sammeln wir also weiter Gesäßschwielen in der Carola."

Ich konnte nicht mitlachen.

Am Nachmittag des gleichen Tages ging ich allein zur Berufs-

beratungsstelle im Arbeitsamt. Ich wollte mich nach den Aussichten und der Ausbildung eines Schiffsjungen erkundigen.

Es war kein portugiesischer König, der mich dort empfing. Ein gelblich blasser Mann musterte mich mißbilligend durch dicke Brillengläser und sagte verdrossen: „Du willst zur Marine? So'n Knirps? Was sagen denn deine Eltern dazu?"

„Meine Mutter ist einverstanden", log ich.

„Na . . .?" meinte er ungläubig, „denn komm nochmal mit ihr wieder her". Und er beugte sich wieder auf seine Akten, als ob ich schon gar nicht mehr da wäre.

Ich faßte mir ein Herz und sagte ihm, daß ich mich mal erst erkundigen wollte . . . wegen der Ausbildung und so . . . und was das alles kostete . . .

Er blickte unwirsch auf, griff hinter sich ins Regal und warf ein Heftchen auf den Tisch, ohne noch ein Wort an mich zu verschwenden.

Es war ein Prospekt der Deutschen Seemannsschule Finkenwärder.

Ich bedankte mich und ging.

Draußen schlug ich hastig das Heft auf. Ich sah nicht nach den Bildern, ich überflog den Text, ohne richtig zu lesen, ich suchte nur danach, wie lange die Ausbildung dauerte und wieviel sie kostete.

Da stand's: drei Monate Schulzeit und eine Summe in Papiermark, die mich schwindeln machte. Freibleibend, stand dahinter.

Ich ging aus dem alten grauen Kasten auf die Straße hinaus. Im Aushang der Leipziger Neuesten Nachrichten studierte ich den Handelsteil und begann zu rechnen.

Wahrhaftig, in Papiermark umgerechnet, reichten meine Kronen.

Ich lief nach Hause.

Meine Mutter saß vor ihrer Staffelei und malte. Es war ein

Waldstück mit ein paar Rehen darauf. Ich kannte es, sie hatte es schon oft gemalt.

„Denk bloß an, Junge", überfiel sie mich, „der Zahnarzt will als Bezahlung ein Bild von mir nehmen. Er findet meine Bilder ausgezeichnet, und er hat mir auch gleich zwei neue Kunden verschafft."

Ihre Backen glühten.

„Ich kann mindestens dreißig Goldmark pro Bild verlangen, hat er gesagt. Wenn ich gut aufgelegt bin, schaffe ich zwei bis drei in der Woche. Das sind 240 bis 300 Mark im Monat, Junge. Weißt du was: die Schinderei mit den Spitzen hört jetzt auf."

Ich sah sie an. Sie war schon wieder im Luftballon ihrer Träume. Dann holte ich einmal tief Atem:

„Das ist ja schön, Mutter, aber sieh mal: wäre es nicht leichter für dich, wenn du einen hungrigen Magen weniger zu füllen hättest?"

Sie ließ die Palette sinken: „Was soll das heißen, Günther?"

„Ich dachte, daß es langsam Zeit für mich würde, auch mal ans Geldverdienen zu denken."

„Und was willst du machen?"

„Ich will zur See gehen."

Sie stand auf. Wir sahen uns an.

„Sieh mal", sagte ich hastig, „ich habe mir schon einen Prospekt besorgt von der Seemannsschule in Finkenwärder. Das Schulgeld ist ganz billig. Ich kann's allein bezahlen von meinen Schwedenkronen. Und dann..."

Sie unterbrach mich: „Und willst du denn gern zur See fahren?"

„Ja", sagte ich, „wirklich von Herzen gern. Das weißt du doch."

Sie sagte nichts. Sie senkte den Kopf, und dann kam's mit einer kleinen, ein bißchen zittrigen Stimme: „Ja, wenn es so ist, dann darf ich dir wohl nicht im Wege stehen."

2. Mit vollen Segeln

Die Seemannsschule in Finkenwärder war ein großes, rotes Backsteinhaus. Sie lag dicht am Strom. Tagsüber konnten wir die Schiffe vorüberziehen sehen, die hinausfuhren oder hereinkamen, und nachts glitten Lichter auf dem Strom vorbei. Wenn wir im Schlafsaal lagen und nichts sehen konnten, hörten wir doch das Tuten der Dampfer, und man bekam Sehnsucht nach draußen, wenn man's hörte.

Wir waren eine Bande von dreißig bis vierzig jungen Kerls, hungrig wie die Wölfe, immer lustig und immer voller Erwartungen. Die Ordnung der Schule war streng. Wer beim Rauchen gekappt wurde, mußte die Zigarette auffressen. Aber uns tat das alles nichts. Wir nahmen mit vom Leben, was wir kriegen konnten, und wenn's das Essen des Direktors war. Es gehörte übrigens ein besonderer Kniff dazu, Kapitän Oelkers' Essen zu klauen, ein Kniff, der von einer Schülergeneration zur anderen vererbt wurde. Im Augenblick, in dem der Essensaufzug an unserem Speisesaal vorbei kam, mußte man blitzgeschwind die vollen Schüsseln gegen leeres Geschirr vertauschen. Wer ungeschickt war, konnte sich eklig dabei klemmen. Aber gemacht wurde es immer wieder, und mitleidige Seelen behaupteten, daß Kapitän Oelkers deshalb so klein geblieben wäre, weil er so oft

nur Luft in seinen Schüsseln fand. Nebenbei lernten wir Spleißen und Knotenmachen, Signalbuch und Seestraßenordnung. Es ging schnell, denn in drei Monaten mußten wir fertig sein, und unter den alten Fahrensleuten hieß unsere Schule die Matrosenfabrik von Finkenwärder.

Aber trotzdem waren wir ungeduldig, und an den freien Nachmittagen sprachen wir fast nur von unseren Chancen. Chance — das war die Heuer auf einem Schiff, womöglich auf großer Fahrt. Und wir gingen breitbeinig wie seebefahrene Männer im Hafen auf und nieder, spuckten über den Pier ins Wasser und warteten voller Spannung, daß uns einer anmustern sollte. Aber es kam niemand.

Am Ende der drei Monate fand ein Abschlußexamen statt. Wir bestanden alle, und Kapitän Oelkers schüttelte allen die Hand und wünschte gute Fahrt fürs Leben. Und dann reisten die anderen ab, und nur zwei blieben: Jahnke und Prien. Wir hatten das Geld für die Heimfahrt nicht und außerdem wollten wir uns keine Chance entgehen lassen. So wurden wir D-Schüler. Das waren die Überfälligen. Denn mit A begann man in Finkenwärder, ein C wurde man im Examensmonat. D aber waren nur die ganz bemoosten Karpfen, die noch so lange durchgefuttert wurden, bis auch sie eine Chance erwischt hatten.

Es war keine sehr schöne Zeit. Aus unseren gemächlichen Spaziergängen im Hafen war ein hastiges Laufen von Schiff zu Schiff geworden. Aber es wollte uns keiner haben. Und eines Abends, als wir müde und enttäuscht in die Schule zurückkamen, hielt uns Bootsmann Schmidt in der großen Halle an und sagte: „Dat giwt een scheunes Wort bi mi to Hus, Jungs: Na twee Dag stinkt de Gast un de Fisch!" Dann tippte er an seine Schiffermütze und ging.

Nein, es war wirklich keine schöne Zeit. Und als uns eines Morgens Kapitän Oelkers rufen ließ, waren wir ganz froh. Nun würde es hier zu Ende gehen — so oder so.

Als wir eintraten, saß er hinter seinem Schreibtisch. Wir grüßten und nahmen vor ihm Aufstellung.

„Das Vollschiff ‚Hamburg' sucht zwei Jungens", sagte er mit scharfer Kommandostimme. „Es ist ein gutes Schiff, und der Kapitän ist einer der besten Seeleute, die ich kenne. Ihr könnt morgen anmustern."

„Jawohl", sagte ich dankbar.

Aber Jahnke fragte ganz trocken: „Und wie groß ist unsere Heuer?"

Kapitän Oelkers runzelte die Stirn. „Heuer?" wiederholte er mißbilligend, „wie kommst du denn auf Heuer? Ihr lernt doch noch und seid eine reine Belastung für das Schiff. Außerdem soll die ‚Hamburg' Schulschiff werden. Dreißig Mark verlangt die Reederei im Monat für die Ausbildung. Und das ist billig, Jungens, ausnahmsweise billig sogar."

Ich sah, wie Jahnke rot wurde. Er war ein Bauernsohn oben aus Pommern, und die Geschäftstüchtigkeit lag ihm im Blut. „Das können wir ja gar nicht abfuttern, Herr Kapitän", sagte er, „und außerdem zahlt mein Vater das nicht."

„So", sagte Oelkers, „und wie ist das bei dir, Prien?"

„Ich glaube, meine Mutter kann das auch nicht zahlen."

„Na, schön, ich werde mir die Sache nochmal durch den Kopf gehen lassen." Und mit einer ungnädigen Handbewegung waren wir entlassen. Schon gegen Abend ließ uns der Kapitän wieder rufen. „Also", sagte er barsch, „ich habe durchgesetzt, daß ihr nichts zu zahlen braucht."

„Und die Heuer?" fragte Jahnke wieder.
Oelkers sah ihn lange an. Es war ein merkwürdiger Blick, halb verblüfft, halb entrüstet, und doch lag auch Anerkennung darin. Dann bemerkte er: „Von null Mark langsam steigend", drehte sich auf dem Absatz herum und ließ uns stehen.
Am nächsten Morgen gingen wir an Bord. Es war ein Sonntag, ein kalter, klarer Tag. Die Sonne schien auf den Schnee, und die Elbe hinunter trieben weißglänzende Eisschollen. Die „Hamburg" lag am Pier vertäut gerade gegenüber von Blohm & Voß. Sie mußten noch beim Laden sein, denn überall an Deck lagen Tampen und Ladestropps, und in einer Ecke sahen wir einen Haufen leerer Konservenbüchsen und Küchenasche.
Das Schiff schien ganz leer. Nur unten am Fallreep standen zwei Männer, ein Offizier im blauen Mantel und daneben ein riesiger Kerl in Zivil. Er sah aus wie ein Walroß mit roten Backen und Schnauzbart. Sein Hemd stand offen trotz der Kälte, und ein mächtiger roter Hals wuchs daraus hervor. Über seine blaue Weste spannte sich wie eine Girlande eine dicke, goldene Uhrkette.
„Seid ihr die neuen Mosesse?" fragte uns das Walroß in tiefem Baß, und eine Fahne von Schnapsdunst wehte aus seinem Munde.
„Jawohl, Herr Bootsmann, wir sind die Schiffsjungen", antwortete ich.
„Aha, die Herren von der Seemannsschule", sagte er nur und blinzelte ironisch zu dem Offizier hinüber. Dann schrie er laut übers Deck hin: „Stocks!"
Es dauerte eine ganze Weile, bis ein Matrose kam.
„Die neuen Mosesse", sagte der Bootsmann, „wies jem mol Spind un Koje. Der da" — er deutete mit dem Daumen auf Jahnke —

„kommt in die Foxel, und den Lütten bringst du achtern im Judentempel unter."

Er drehte sich um, spuckte ins Wasser. Stocks schickte Jahnke nach vorn zur Foxel, wo die Leichtmatrosen und Schiffsjungen wohnten, mich nahm er mit nach achtern. Im Gehen betrachtete ich ihn von der Seite.

Er war ein kleiner, magerer Mensch mit einem blassen, verdrossenen Gesicht. Seine Vorderzähne standen weit vor, und so im Profil sah er wie eine mißmutige Ratte aus.

Der Judentempel war das Logis für die alten Leute. Es lag dicht hinter dem Großtopp. Es war ein großer, niedriger Raum. Rechts und links an den Wänden waren die Kojen, immer zwei und zwei übereinander, dunkle Höhlen, und in der Mitte stand ein langer, hölzerner Tisch und zwei Bänke. Die Sonne fiel durch die Bullaugen herein, spiegelte sich in der Holztäfelung der Wände und zog lange Lichtbahnen durch das Halbdunkel. Es roch nach Seegras, Teer und Salzwasser. Man sah niemand, man hörte nur, wie sich in der Dunkelheit der Kojen ein paar herumwälzten, als wir eintraten.

„Dat is din Koje", sagte Stocks und deutete auf eine Höhle ganz hinten.

Ich ging hin und warf meinen Seesack darauf. Stocks setzte sich an die Back, zog eine Zeitung hervor und fing an zu lesen.

„Du solltest mir doch noch mein Spind zeigen", sagte ich. Er hob den Kopf.

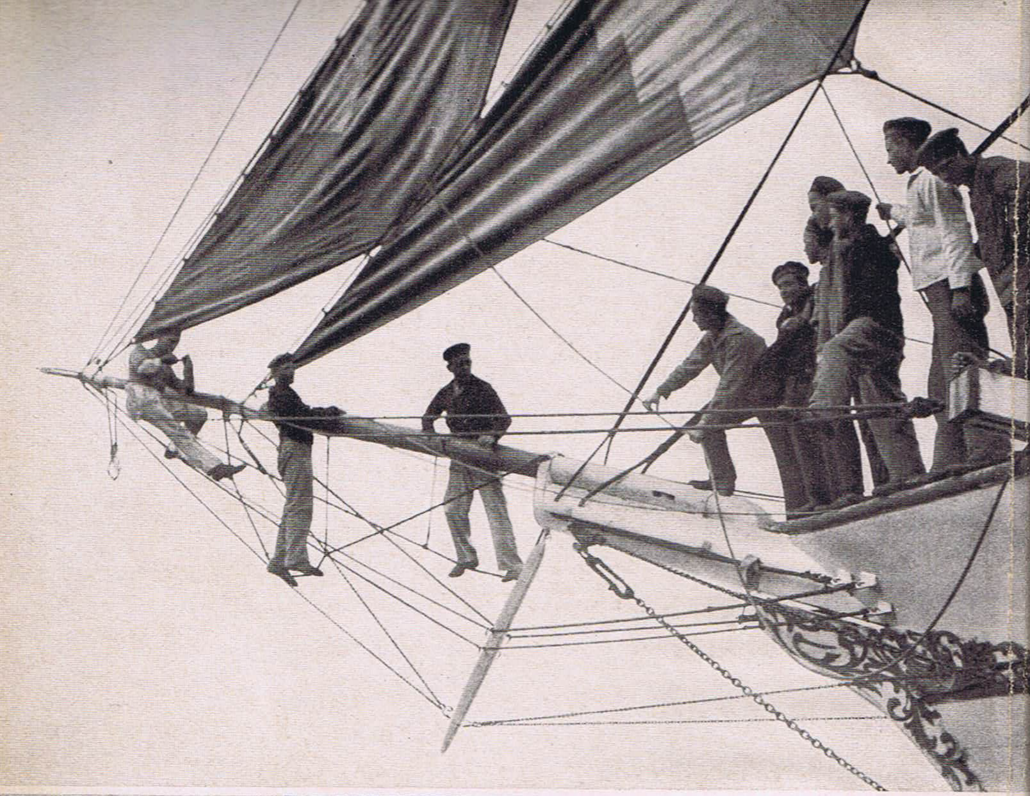
„Wat heßt du seggt?"

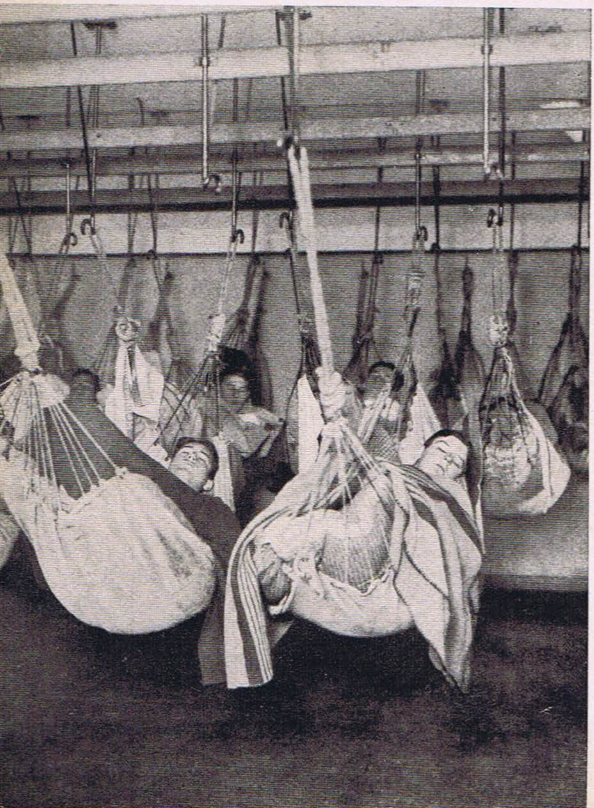
„Ich wollte dich bitten, mir mein Spind zu zeigen."

Er stand auf und kam auf mich zu. Er ging lautlos, den Kopf ein bißchen vorgestreckt.



Der gute alte Trocken-Ewer einer deutschen Seemannsschule





Unterricht am Klüverbaum

Hängematten im Schlafsaal
wie auf hoher See

„Wat heßt du seggt?“ wiederholte er. Er zog die Worte merkwürdig auseinander.

„Ich wollte dich bitten ...“

Im nächsten Augenblick hatte ich seine Hand im Gesicht. Einmal und nochmal und nochmal. Er schlug hart mit der umgekehrten Handfläche.

„Ick will di hölpen, du to segg'n to een Matros, du Dösbattel!“ schrie er dabei.

Ich war so verblüfft, daß ich nicht einmal die Schläge abwehrte. Dann sah ich rot. Gut, mochte der Kerl vor mir zehn Jahre älter sein, mochte er zäher und stärker sein als ich. Aber so schlagen ließ ich mich nicht. Ich zog den Kopf ein und winkelte die Fäuste an.

Da legte sich von hinten eine Hand auf meine Schulter und hielt mich fest wie im Schraubstock.

„Ruhig, Junge, ganz ruhig!“ sagte eine dröhnende Stimme und dann zu Stocks: „Hau af, du Kröt!“

Ich wandte mich um. Es war der Matrose aus der oberen Koje. Man konnte nicht viel von ihm erkennen, nur seinen Arm, der noch immer auf meiner Schulter lag. Ein mächtiger Arm, breit und dicht behaart, und die Muskelstränge lagen wie Taue auf ihm.

Stocks trottete zur Tür, dabei brabbelte er vor sich hin, aber so, daß man kein Wort verstehen konnte. Dann fiel krachend das Schott hinter ihm zu.

Der Mann oben schwang die Beine aus dem Bett und kam herunter.

„Du bist wohl der neue Moses?“ fragte er.

„Ja.“

„Und wie heißt du?“

„Günther Prien.“

„Und ich heiße Max Witaschek", sagte er und gab mir die Hand. Er war gut zwei Köpfe größer als ich und beinah doppelt so breit.

„Du mußt dir nichts draus machen", sagte er. „Der Stocks ist ein Stänker. Weil er selber schwach ist, sucht er sich Schwächere aus und piesackt sie."

„Ich bin gar nicht schwächer", sagte ich, „das ist noch lange nicht ausgemacht."

„Doch", sagte er und lachte mich an. Seine Augen waren hell wie von Wind und Salzwasser ausgewaschen.

„Doch", wiederholte er, „du wärst bestimmt schwächer gewesen. Denn wenn du Stocks wirklich untergekriegt hättest, hätten wir dich alle zusammen verrollt. Das muß sein wegen der Disziplin."

Er ließ sich schwerfällig auf der Back nieder und fing an, sich eine Pfeife zu stopfen.

„Ich habe das mal erlebt", sagte er. „Da hat auch ein Moses wiedergehauen. Es war ein starker Kerl, und er hat den Matrosen gehörig vertrimmt. Aber nachher hat er drei Wochen in seiner Koje gelegen und mußte neue Zähne kriegen aus Aluminium. Die hat er immer mit Schmirgelpapier blank geputzt. Es hätte mir leid getan, wenn ich gerade Stocks hätte helfen müssen", murmelte er und setzte seine Pfeife in Brand. Während er am Tisch saß und schweigend rauchte, räumte ich meine Sachen ein.

Ich war noch nicht fertig, da kam Stocks wieder und sagte, ich sollte nach achtern zum Bootsmann kommen.

Der Bootsmann wohnte allein in einer Kammer. Er lag im Bett, als ich eintrat. Seine Füße in Stiefeln hatte er auf einen Schemel gelegt.

„Sieh da, der Herr Moses", sagte er, „auf dich haben wir gerade

gewartet. Ich hab' nämlich eine dringliche Arbeit für dich." Er wälzte sich aus der Koje und stapfte mir voran übers Deck auf ein Schott unter der Back zu. Er riß die Tür auf: „Das ist unser Parlament", sagte er und deutete auf zwei Klosettbecken. „Du wirst's nicht glauben, sie waren mal weiß. Und nun los an die Arbeit. Besorg dir heißes Wasser und Viehsalz beim Koch. Und wenn du fertig bist, kannst du dich wieder bei mir melden."

Er ging, und ich fing an. Durch die offene Tür konnte ich ein Stück vom Deck sehen und den Großtopp, der schlank und hoch in den blaßblauen Februarhimmel hinaufstieg.

Das war also das Seemannsleben, von dem ich geträumt hatte. Verdammt nochmal, kein schöner Anfang!

Als ich mit der Arbeit fertig war, meldete ich mich beim Bootsmann. Er sagte nichts und ging gleich mit nach vorn. Dort musterte er die beiden Becken lange und eingehend.

Dann wandte er sich um. „Gut gemacht, Moses", sagte er. Sein Ton war jetzt herzlich, ohne allen Spott. „Wenn du hier weiter deine Pflicht tust, wirst du an Harry Stoewer immer einen Freund haben." Er gab mir einen Klaps auf den Hinterkopf und ging davon. —

Im Judentempel hatten Zippel und ich die Backschaft zu machen. Zippel war auch Schiffsjunge. Er war ein kleiner, flinker Kerl mit blondem Bürstenkopf und lustigen blauen Augen. Wir holten die Blechnäpfe mit Essen aus der Küche und brachten sie ins Logis, und die Matrosen, die Ellbogen an Ellbogen an der Back saßen, schaufelten das Essen in sich hinein. Es gab Schweinebraten und Rotkohl, da es Sonntag war.

„Du heißt Günther Prien", sagte der andere Schiffsjunge, als wir nebeneinander an der Back saßen, „und ich heiße Hans Zippel.

Aber du kannst ruhig du zu mir sagen, obwohl ich schon vierzehn Tage länger an Bord bin."

Die Matrosen lachten, nur Stocks machte ein brummiges Gesicht.

Am Nachmittag hatten wir frei, und am nächsten Tag begann die Arbeit. Wir übernahmen den Proviant, und ich mußte die Mehlsäcke mit der Handwinde hochhieven.

Dann wurden die Segel angeschlagen. Wir standen hoch in den Rahen, schlugen die Leinwand unter und banden sie mit Kabelgarn fest. Der eisige Wind biß uns in die Finger, die stählernen Rahen waren scheußlich kalt. Der Großtopp war kirchturmhoch, fünfundfünfzig Meter, und winzig klein und weiß lag unter uns das Deck. Achtundzwanzig Segel waren unterzuschlagen, und wir brauchten zwei ganze Tage dazu.

Am Morgen des vierten waren wir segelfertig. Ein Schlepper kam längsseits, und um sieben Uhr früh warfen wir die Leinen los. Es war noch beinah Nacht auf dem Strom, das Wasser trieb tiefschwarz unter uns vorbei. Nur die Eisschollen leuchteten, helle Flecke in der Dunkelheit, und rieben sich knirschend am Bug des Schiffes.

Wir fuhren auf den Strom hinaus, und die Besatzung stand an Steuerbord und sah zum Land hinüber, das noch im Dunkel lag. Plötzlich schrie eine heisere Stimme: „Tri scheers for St. Pauli!" Und die ganze Mannschaft brüllte dreimal wie aus einem Munde: „Hoch . . . hoch . . . hoch . . .!"

Von drüben übers Wasser aber tönten Stimmen zurück. Man konnte nicht verstehen, was sie riefen. Einer, der neben mir stand, sagte: „Dat sünd de Deerns."

Als es hell wurde, sah ich hinten auf der Schanz einen Mann stehen mit einer weißen Pudelmütze. „Der Alte, de Schlangengrieper!"

flüsterte mir Zippel zu. Der Mann oben auf der Schanz reckte seinen Kopf nach allen Seiten wie ein Hahn, der krähen will, und dann verschwand er im Kartenhaus.

„Jetzt hat er den Wind geschnuppert", sagte Zippel, „und nun gibt er den Kurs an. Das ist einer, der kann das Wetter schon drei Tage vorher riechen."

Ich sah Zippel von der Seite an, aber sein Gesicht blieb ganz ernst.

Wir fuhren die Elbe hinunter, und am Nachmittag erreichten wir die offene See. Ein leichter Nordost wehte, und das Meer sah graugrün aus und sehr kalt. Gegen Abend, kurz vor Sonnenuntergang, warf der Schlepper los und dampfte zurück

Dann kam das Kommando „Segelsetzen!" Wir gingen in die Toppen zu den Rahen hinauf. Ein Segel nach dem anderen fiel und bauschte sich im Winde. Die Sonne ging hinter einer Wolkenbank im Westen unter, und im Osten stieg langsam der Mond hoch, rund und voll, und warf glitzernde Lichtbahnen über die See.

Wir arbeiteten, daß uns das Hemd am Leibe klebte, trotz der Kälte. Aber manchmal sah ich mich doch um, wie das Mondlicht auf der weißen Leinwand spielte.

Aber das Schönste kam erst, als ich wieder an Deck stand. Da ragten mit der Spitze im Nachthimmel verschwindend drei silberne Türme vor mir auf. Der Wind sang in ihnen, und von unten herauf rauschte tief und gleichmäßig die Bugwelle.

Wir segelten . . .

Es war, als hätte eine unsichtbare Macht das Schiff erfaßt und zöge es mit sich, sanft aber unwiderstehlich. Kein Maschinenlärm — nur immer dieses tiefe, gleichmäßige Rauschen.

Wir machten gute Fahrt bis in die Biskaya hinein. Dort schlug der

Wind um, und wir mußten lange kreuzen. Aber wir rechneten damit, die verlorene Zeit hinter den Azoren wieder einzuholen, wenn wir in den Passat kamen.

Als wir endlich bei den Azoren ankamen, war kein Passat da, nur ein leichter Wind in unregelmäßigen Stößen wie das Hüsteln eines alten Mannes.

Der Schlangengrieper ließ jeden Fetzen Leinwand setzen, aber wir machten trotzdem nicht mehr als zehn Seemeilen am Tage.

Es war, als hätte sich die See in zähflüssiges Blei verwandelt. Die Tage waren schlaff und heiß, und die Nächte waren noch schlimmer. Wir hielten's nicht aus im Logis, und wenn wir Freiwache hatten, lagen wir auf den Lukendeckeln und suchten Kühlung im Nachtwind.

Vom Kapitän bekamen wir nur selten etwas zu sehen. Meist lag er auf seinem Deckstuhl hinter dem Ruderkasten. Nur manchmal um Mittag in der größten Sonnenglut erschien er lang und dürr auf der Schanz, ein Mittagsgespenst im rosaseidenen Hemd. Er sah sorgenvoll zu den schlaffen Segeln auf und verschwand dann kopfschüttelnd wieder hinterm Ruderkasten.

Ja, wir sahen ihn nur selten. Aber daß er da war und im Hintergrund die Fäden zog, merkten wir bald.

Eines Mittags schickte Krämer, der Dunkymann, Zippel in die Kombüse, um Büchsenmilch zu holen. Er wollte seine Nudeln damit versüßen. Aber Zippel kam ohne Milch zurück.

„Was soll das heißen?" fuhr Krämer auf. Er war ein schwerfälliger Ostpreuße, der nur selten den Mund auftat. Aber jetzt war er wütend. „Will der Smutje keine rausrücken?"

„Nein", sagte Zippel, und seine Stimme klang ängstlich. „Er will schon, aber der Alte hat's verboten. Es soll gespart werden."

Krämer sagte nichts mehr, und auch die anderen am Tisch waren plötzlich ganz still. In diese Stille hinein klang Stocks Stimme „Dafür gibt's morgen was Besonderes", sagte er, „Salzfleisch mit Dörrkartoffeln."

Es war das Essen, das wir seit drei Wochen beinah täglich kriegten, und Stocks Stimme klang satt vor Hohn.

Die Szene hatte weiter keine Folgen, nur daß es von Stund an keine Milch mehr gab, weder morgens noch mittags noch abends.

Drei Tage später — ich hatte gerade Backschaft — kam ich in die Kombüse, um den Mittelwächter zu holen. Der Mittelwächter ist der Kaffee, der um vier Uhr morgens ausgeschenkt wird. Er ist schwarz und heiß, schmeckt stark nach Zichorie und ein bißchen nach Kaffee und ist bei allen Fahrensleuten gleichmäßig beliebt, ob oben in der Antarktis oder unten in den Tropen.

„Mittelwächter gibt's nicht mehr", sagte der Koch, und es schien mir, als ob er hämisch grinste.

„Und was soll ich achtern im Logis sagen?"

Er zuckte gleichmütig die Achseln. „Kannst ja sagen, wie's ist. Der Schlangengrieper hat's verboten."

Matrosen sind nicht schlagfertig. Als ich mit der leeren, klappernden Kanne im Judentempel erschien und meine Botschaft ausrichtete, schwiegen alle, genau wie damals. Sie saßen in Netzhemden oder mit nacktem Oberkörper an der Back, und vor ihnen lag das Hartbrot auf der Tischplatte, das sie zum Kaffee essen wollten.

Ich weiß nicht, wer den Anfang machte. Ich glaube, es war Moeller. Er nahm seinen Brotkanten, schlug ihn in rhythmischem Wirbel auf die Back und sang dazu: „Reise ... reise ... reise ..."

Es war der Weckruf, mit dem die Freiwache morgens aus den Kojen

geklopft wurde, und der Witz war nicht mehr neu. Denn beim Klopfen verließen die Käfer ihr Quartier in den Hartbrotkanten und liefen über die Back. Dann wurden sie unter den Tisch gefegt und zertreten. Es war ein alter Witz. Aber diesmal war es mehr. Plötzlich packten alle ihre Brotkanten, schlugen damit auf den Tisch — wie Trommelwirbel klang's — und fielen im Chor mit ihren heiseren Stimmen ein: „Reise ... reise ... reise ..."

Mitten durch den Lärm hörte man die Stimme des Kapitäns. Er mußte den Laufgang von der Schanz heruntergekommen sein und stand direkt über uns auf dem flachen Deck des Judentempels.

„Bootsmann", sagte er, „ich glaube, wir ßollten gern im Achterquartier für Ruhe ßorgen!"

Und gleich darauf erscholl dröhnend die Stimme des Bootsmanns übers Deck: „Verdammt nochmal, Ruhe im Judentempel!"

„Feiner Mann", sagte eine gedämpfte Stimme, „der macht sich das Maul nicht schmutzig an uns."

„Und so fromm und gut", fiel Stocks ein, „als hätte er den lieben Gott selbst zum Kompagnon. Auf der letzten Reise hättet ihr ihn sehen sollen, am Firth of Forth.

‚Mit Ihren Masten kommen Sie bei Flut nicht unter der Brücke durch', sagte der Lotse, den wir an Bord hatten. ‚Doch', sagte der Schlangengrieper, ‚wir kommen durch, ich hab's ausgemessen'.

Denn das Warten auf die nächste Ebbe kostete zwei Pfund Lotsengeld, und die zwei Pfund lagen ihm schwer auf der Seele.

„Gut, Käpt'n, aber auf Ihre Verantwortung", sagte der Lotse. Und der Schlangengrieper sagte nichts und ging ins Kartenhaus.

Ich klopfte gerade Rost am Vortopp, da kam Iwersen, der zweite Rudergänger, und sagte: ‚Du, Stocks, guck mal achtern ins Karten-

haus. Da kannst du was sehen!' Ich ging hin und sah von außen durchs Fenster. Da lag der Schlangengrieper drin auf den Knien. Die Hände hatte er auf dem Kartentisch gefaltet und den Kopf daraufgelegt und betete. Er bat den lieben Gott, daß er ihn seine zwei Pfund behalten ließe und daß die Toppspitzen dranblieben und daß er ihn doch nicht für seinen Geiz bestrafen möchte. Er lag mindestens eine halbe Stunde so da, bis wir unter der Brücke durch waren. Wir gingen alle an dem Kartenhaus vorbei und sahen uns das an. Und wahrhaftig, wir sind mit heilen Masten durchgekommen.

Aber in den nächsten Tagen klopften wir uns immer die Knie ab, wenn einer am Schlangengrieper vorbeiging."

Ein paar lachten.

„Na, hoffentlich betet er uns nicht noch das Salzfleisch von der Back weg", sagte Schlegelsberger.

Ein Mann kam quer übers Deck auf den Judentempel zugelaufen. Das Schott stand offen, und wir konnten ihn schon von weitem sehen. Es war Jessen. Er kam von der Kombüse her.

„Menschenskinder", platzte er ein, „der Balkenhol steht in der Kombüse und säuft Milch. Ich habe ihn beobachtet. Eine große Büchse Kondensmilch hat er an der Schnauze, und dann immer kluck-kluck-kluck ..."

Es war, als wäre ein Ventil für die aufgespeicherte Wut geöffnet worden. Alle im Logis schimpften durcheinander. „Dieses heimtückische Schwein ... dieser Judas ... dem werden wir's stecken, dem Hund ..."

Und dann sagte Witaschek schwer und gewichtig wie der Vorsitzende eines Schwurgerichts: „Heute nacht wird der Smutje verrollt."

Es war eine dunkle Nacht, kein Stern schien, der Himmel blieb

verhängt mit schwarzem Dunst. Nur eine schmale Mondsichel gondelte durch die Wolken.

Wir hatten Freiwache bis Mitternacht. Um zehn Uhr schlichen wir auf Strümpfen nach vorn. Balkenhol, der Koch, saß in seiner Kombüse und schrieb. Das Schott war offen, und das Licht der kleinen Petroleumfunzel spiegelte sich in seiner Stringlatze. Wir drängten uns im Schatten des Vortopps zusammen, und Zippel rief mit kläglicher Stimme: „Balkenhol!"

Er blickte auf. Seine vorquellenden, dunklen Augen suchten neugierig und mißtrauisch die Dunkelheit zu durchdringen.

„Balkenhol!" rief Zippel wieder. Diesmal lag etwas Flehendes, Einschmeichelndes in seiner Stimme.

Balkenhol räusperte sich. „Wer ist denn da?" fragte er beklommen.

„Kannst du mir wohl 'ne Pütze voll Warmwasser geben?" fragte Zippel.

„Nein", sagte Balkenhol sofort, wie immer, wenn wir ihn um etwas baten.

Eine Weile war alles still. Wir dachten schon, Balkenhol hätte uns bemerkt, so angestrengt starrte er nach der Stelle, wo wir standen. Dann sagte er: „Überhaupt, wenn du was von mir willst, komm doch rein!"

„Ich kann doch nicht", sagte Zippel, und dann mit einemmal wimmerte er: „Mein Bein, aua, mein Bein ..."

Jetzt war Balkenhols Neugier geweckt. Er stand auf, watschelte zum Schott und trat vorsichtig lugend aufs Deck hinaus.

Im nächsten Augenblick geschah's. Aus der Dunkelheit schnellten zwei Schatten, warfen sich auf ihn, und geisterschnell verschwanden die drei Gestalten unter den Bootsgalgen im Schlagschatten der

Boote. Von dort hörte man klatschende Geräusche wie Sonntags, wenn Balkenhol Koteletts klopfte. Und dazwischen halb erstickt seine klägliche Stimme: „Was habt ihr denn? Was wollt ihr denn von mir? Ich hab euch doch gar nichts getan!"

„Was, nichts getan?" grollte eine Stimme. „Einen Schlangenfraß hast du uns gekocht die ganze Reise schon!" und die zweite Stimme fiel ein: „Und unsere Milch hast du ausgesoffen, du Scheißgebein!"

„Ich ... Milch gesoffen? Nie im Leben ..."

„Lüg' nicht, Jessen hat's doch gesehen!"

Aber jetzt schrillte Balkenhols Stimme auf: „Das ist ja eine hundsgemeine Lüge ... ich habe ein bißchen an der leeren Büchse geleckt, die vom Alten rauskam ... keine drei Tropfen waren mehr drin! Aber so seid ihr! Wenn der Schlangengrieper euch die Milch streicht, dann sagt ihr kein Wort. Dann macht ihr noch den Rücken krumm: Jawohl, Herr Kapitän ... danke schön, Herr Kapitän! und haltet ihm den Hintern hin, daß er nochmal reintreten kann. Dann nimmt er euch den Mittelwächter weg — oder hab ich euch den etwa auch weggenommen? Und jetzt kommt ihr zu mir und wollt mich vertrimmen. Geht doch hin auf die Poop und sagt dem Alten eure Meinung ins Gesicht, wenn ihr Kerls seid!"

Vom Kreuztopp her klang ein Husten. Es war Schönborn, den wir dort als Wache aufgestellt hatten. Gleich darauf kamen Schritte näher, und aus der Dunkelheit tauchte Rudloff auf, der Dritte Wachoffizier.

„Na", sagte er, als er uns sah, und aus seiner Stimme klang freundliches Erstaunen. „Freiwache und dann nicht in der Koje?"

„Ach, Herr Rudloff", antwortete Krämer scheinheilig, „die Nacht war zu schön!"

„Ja, es ist wirklich schön", sagte Rudloff und ging weiter. Er war eine lyrische Natur, und wir hatten ihn im Verdacht, Gedichte zu machen. Wir aber hatten die Schönheit der Nacht genug genossen und krochen wieder in unsere Kojen zurück.

Auf der nächsten Vormittagswache gab's Arbeit im Topp. Ich arbeitete am Großoberbramsegel, und Zippel stand neben mir in den Pferden. Wir waren allein. Tief unter uns lag das Schiff. Plötzlich beugte er sich rüber und sagte: „Du, kommst du mit? Wir mustern ab in Pensacola."

Ich erschrak. „Wie denn, was denn? Ihr wollt türmen?"

Er nickte und lachte. „Natürlich, und fast alle machen mit. Der ganze Judentempel wird leer und die Foxel auch. Dann sitzt der Alte da und kann allein die Würmer aus dem Hartbrot polken."

Der Zweite pfiff, und wir mußten runter an Deck zum Brassen. Ich dachte unentwegt an das, was Zippel gesagt hatte. Also weg wollten sie? In Pensacola einfach aussteigen. Ich konnte es gut verstehen, und ehrlich gesagt, ich wollte auch weg von Bord, lieber heute als morgen. Ich sah auf meine Hände, die rot und rissig waren und zerfressen vom Salzwasser, und ich fühlte die Schweinsbeulen im Genick, die von dem elenden Fraß herkamen, Fleisch so salzig wie Meerwasser, und niemals Grünes.

Abmustern gut! Aber wohin? Was sollte man anfangen in einem fremden Land? Ohne Papiere, ohne Geld?

Nach dem Wachwechsel hockten wir im Logis und aßen, und ich hoffte immer, jemand würde anfangen, davon zu sprechen. Aber sie schwiegen alle oder redeten gleichgültiges Zeug.

Danach hatte ich Freiwache. Ich ging nach vorn und legte mich auf die Luke vom Kabelgatt. Es war sonnig, der Himmel tiefblau. Die

Segel hingen schlaff und bewegten sich nur manchmal im Atemhauch einer Brise. Es gab jedesmal ein klatschendes Geräusch, wie wenn kleine Wellen an eine Mole anlaufen. Man wurde schläfrig beim Zuhören.

Nach einer Weile kam Zippel und setzte sich neben mich. „Na, hast dir's überlegt? Willst du mitmachen?"

„Und was wollt ihr an Land anfangen?" fragte ich dagegen.

„Das wirst du schon sehen", sagte er großartig.

„Du weißt's also auch nicht?" reizte ich.

Er sog ein paarmal an seiner Pfeife und sah sich mißtrauisch in der Runde um. Dann beugte er sich zu mir nieder und raunte: „Mensch, das ist 'n dolles Ding! Stocks kennt ein paar Farmer von drüben, die brauchen weiße Aufseher wie's liebe Brot. Das ist ein Leben, Mensch! So über die Felder reiten ... fuffzig Nigger ... hundert Nigger unter dir, die schwitzen und arbeiten ... und du sitzt hoch zu Roß und sagst bloß: Man immer fleißig, Kinder ...! Und mittags gibt's Truthahn und Ananas und jeden Morgen Kakao ... und Backschaft machen die Nigger für dich. Und schlafen tust du die ganze Nacht im seidenen Himmelbett und die Nigger müssen Wache schieben ..."

Seine Pfeife begann zu röcheln vor Entzücken. Ich hatte ihn mit keinem Wort unterbrochen Was er sagte, wirkte wie ein Plakat vom sonnigen Süden, das immer in den Bahnhöfen aushängt. Nur Stocks war ein Fleck auf dem schönen Bilde.

„Und wer macht noch mit außer dir und Stocks?" fragte ich. Er zählte sie auf. Es waren fünf Namen. Der Koch war auch dabei und Jahnke, der Schiffsjunge, der mit mir an Bord gekommen war.

Es waren nicht gerade die besten Leute.

„Sind das alle?“ fragte ich.

Zippel wurde ärgerlich. „Einstweilen ja, aber wahrscheinlich kommen noch 'ne Masse dazu.“

„Hmm . . .“

„Und wie steht's mit dir?“ fragte er und wandte sich zum Gehen.

Ich konnte mich nicht entschließen. „Ich will's mir nochmal überlegen“, sagte ich.

Da zuckte er die Achseln und schlenderte davon. Seinem Rücken konnte ich ansehen, wie wütend er war.

Ich lag da und sah zum Vortopp hinauf, wo sich die Segel im Winde bauschten, ganz weiß gegen den dunkelblauen Himmel. Ich war noch immer im Zwiespalt. Schließlich hatte man oft genug von Leuten gehört, denen's drüben geglückt war. Man brauchte ja nicht gleich Millionär zu werden. Aber ein kleines Vermögen machen in ein paar Jahren, das war schon oft vorgekommen. Wenn ich aber bei der Seefahrt blieb, blieb ich zeitlebens ein armer Hund.

Ich rekelte mich hoch und ging nach hinten ins Quartier. Der Judentempel war leer. das Schott stand weit offen. Nur Krämer lag in der Koje und schnarchte.

Ich holte mein Schreibpapier aus dem Spind und setzte mich an die Back. Durch das offene Schott konnte man über die Reling hinweg den Horizont sehen, wo Himmel und Wasser in silbrigem Dunst verschwammen.

Ich schrieb an meine Mutter. ‚Liebe Mutter‘, schrieb ich, ‚nun sind wir bald drüben in Amerika. Die Fahrt war lang, und ich hatte mir eigentlich das Seemannsleben ganz anders vorgestellt. Bei uns heißt's: Viel Arbeit gab's und wenig Brot . . .‘

Ein Schatten fiel aufs Papier. Witaschek stand in der Schottöffnung.

Ich hatte ihn nicht gehört. Er war lautlos auf seinen Plattingschuhen herangekommen.

„Was machst du denn da?" fragte er.

Ich deckte den Brief mit der Hand zu. Er trat an die Back heran und nahm mir den Brief weg, ganz ruhig und selbstverständlich, als müßte das so sein. Dann ließ er sich auf die Bank fallen und las.

„So", sagte er dann, „soso. Also du bist auch dabei. Eigentlich hätt' ich das nicht von dir gedacht, Prünchen."

Er sah mich mit seinen wasserhellen Augen unverwandt an. Es war ein unbehaglicher Anblick.

„Wieso denn?" stotterte ich.

Er winkte ab. „Mach keine Flausen, Junge. Du weißt genau so gut wie ich, was hier gespielt wird. Aber ich will dir mal was sagen: so ein Spiel spielt ein ehrlicher Fahrensmann nicht mit! Schön, wir haben einen Saufraß gekriegt auf dieser Reise. Schön, der Alte hat unverschämt geknausert diesmal. Aber deshalb alles hinschmeißen ... die ganze Seefahrt ... und das alles ..."

Er machte eine weitausholende Handbewegung über das Deck hin zur See, die spiegelnd im Mittagslicht dalag.

„Fühlst du denn gar nicht, was das für 'ne feine Sache ist ... Und paß mal auf, wenn wir 'nen Sturm kriegen, wie da die alte ‚Hamburg' reingeht! Dann sollst du mal unsern Alten sehen, Junge! Dann steht da oben auf der Poop nicht mehr so'n kümmerlicher Pfennigfuchser, dann steht ein Seemann da, ein Kerl, der sich mit jedem Wetter schlägt. Aber Leute wie Stocks können das natürlich nicht sehen, und Balkenhol in seiner schmierigen Kombüse schon gar nicht, denen fehlt einfach der Horizont. Aber dir will ich mal was sagen", er beugte sich weit vor und hämmerte mit der Faust seine

Worte wie Nägel in die Tischplatte, „von dir erwarte ich, daß du dich nicht mit diesen Burschen einläßt."

Er stand mit einem Ruck auf, daß die Bank hinter ihm polternd an die Wand schlug, und stapfte wütend hinaus. Ich sah ihm nach, aber an meinem Brief schrieb ich nicht weiter.

In der Nacht drehte der Wind auf Südwest, und am Morgen rochen wir das Land. Es war ein fremder starker Geruch. Es roch wie ein Wald, auf den die Sonne scheint. Längsseit am Bug kamen Bi-de-Winder vorbeigesegelt, rießengroße runde Quallen. Die hatten dünne Häutchen wie Segel gesetzt und trieben im Winde vorüber.

Um fünf Uhr früh meldete der Ausguckposten Land. Eine Stunde später sahen wir es alle, eine flache, weiße Küste, die in der Sonne leuchtete. Aber es wurde Abend, ehe wir, gegen den Wind kreuzend, in die Bucht kamen und auf der Reede von Pensacola vor Anker gingen.

Seit der Unterhaltung auf dem Lukendeckel hatte Zippel nicht mehr mit mir gesprochen. Erst am Morgen nach der Bauernnacht wandte er sich wieder an mich. Wir standen vor der Kammer des Zweiten, um Vorschuß für den Landurlaub zu holen. „Na, kommst du heute mit uns mit?" fragte er halblaut.

Ich schüttelte den Kopf. Dann sahen wir beide nach dem Land hinüber, jeder nach einer anderen Richtung. Es tat mir leid, denn ich hatte Zippel gern — trotz allem. Wenn er auch jetzt schief lag, er war immer ein guter Kamerad.

In der Kammer des Zweiten erlebten wir eine Enttäuschung. Die Matrosen kriegten drei Dollar, die Leichtmatrosen zwei und die Schiffsjungen gar nichts.

„Eine erzieherische Maßnahme des Herrn Kapitäns", sagte der Zweite und grinste.



Auf dem Vollschiff „Hamburg" bei steifer Brise



Sonntagmorgen an Bord der „Hamburg"



Ein Delphin an der Harpune

Nach dem Mittagessen fuhren wir alle in einer Motorbarkasse hinüber an Land. Die Stadt schlief in der grellen Mittagssonne. Es war eine merkwürdige Stadt. Pompöse Geschäftshäuser standen neben Lehmhütten und Wellblechbuden, und dazwischen waren wieder große Baulücken, auf denen Schutt und Abfälle lagen. Dürftige Palmen standen rechts und links von der Straße, weiß gepudert vom Staub wie alles hier.

Ich schlenderte durch die Straßen und sah mir die Läden an. Ich blieb vor den Cafés stehen, unter deren Sonnensegeln braune Männer in Hemdsärmeln schwitzten. Aber ich konnte nirgends hinein. Ich hatte kein Geld.

Langsam ging ich zum Hafen zurück. Auf der langen, geraden Straße, die direkt ins Meer hineinzuführen schien, kam mir ein Wagen entgegen. Es war ein kleiner zweirädriger Karren mit einem Maultier davor, ganz voll beladen mit Leuten. Ich hörte sie schon von weitem grölen. Es war Stocks und seine Gesellschaft. Auf dem Bock saß ein gelbhäutiger Mestize mit steifgewichstem schwarzem Schnurrbart und sah starr geradeaus.

Als sie an mir vorbeifuhren, schrien sie und schwenkten Moonshinebottles. Aber sie hielten nicht an. Der Wagen war zu klein, um alle zu fassen. Wie ein Klumpen schwärmender Bienen hingen sie daran herunter. Ich sah ihnen nach, bis sie in einer Wolke von weißem Staub verschwanden.

Im Hafen mußte ich lange warten, bis ein Boot zur „Hamburg" hinüberfuhr. Endlich kam unser Bootsmann und nahm mich mit. „Na, Prüntje", sagte er wohlwollend, „kein Glück gehabt? Die Damen haben wohl den Konfirmationsschein verlangt?" Und er lachte, daß man seine schwarzen Zahnstummel sah.

An Bord ging ich gleich ins Logis. Der Judentempel war leer, alle waren ausgeflogen. Das Schiff war still, als ob es schliefe, und schwoite leise an der Ankerkette mit den Atemzügen der See. Ich kroch in meine Koje und schlief bald ein.

Mitten in der Nacht wurde ich wach. Ein feuchtheißer Atem blies mir ins Gesicht, und eine heisere Stimme raunte: „Wach doch auf, Prüntje, wach doch auf!"

Es war Zippel. Er roch durchdringend nach Alkohol, und sein Gesicht sah rot und fröhlich aus wie ein Kinderluftballon. Selbst im Schein der kleinen Petroleumlampe, die an der Decke schwankte, konnte man es deutlich erkennen.

„Prüntje, wie hauen jetzt ab", flüsterte er, als er sah, daß ich wach war. „Ich wollte dir nur noch schnell Tjüs sagen und dann hier ..."

Er bückte sich, hob eine eisenbeschlagene Kiste hoch und stellte sie mit einem Ruck gerade auf meine Füße.

„Die Sachen hab ich nicht mehr in meinen Zeugsack reingekriegt. Bringst sie mir morgen ins Café Chiquita, morgen nachmittag um vier, hörst du?"

„Aber ..."

Er ließ mich nicht mehr zu Worte kommen. „Tjüs, lütter Prün", lallte er, „du bist ein schißriger Hund in meinen Augen, daß du nicht mitkommst, aber du bist mein Freund!" Und laut wiederholte er: „Prün, du büst min Fründ!"

„Ruhe!" schrie eine wütende Stimme aus Witascheks Koje.

Einen Augenblick stand er da, dumm glotzend und mit dem Kopf wackelnd wie ein Kalb, das der Schlächter mit dem Holzhammer getroffen hat.

Dann drehte er sich um und torkelte über die Schwelle. Das Schott hinter ihm blieb offen.

Ich sprang aus der Koje und lief hinter ihm her. Aber die Dunkelheit hatte ihn schon verschluckt. Im matten Sternenlicht sah ich ein paar Gestalten hin und her huschen, und an den Wanten hingen Zeugsäcke, prall gefüllt wie überlebensgroße Pflaumen. Es war die Habe der Ausreißer.

Ich schlich zurück in meine Koje, aber es dauerte lange, bis ich wieder einschlief.

Am nächsten Morgen beim Antreten auf der Schanz fehlten neun Mann. Der Matrose Stocks, fünf Leichtmatrosen und zwei Jungens. Dazu der Koch Balkenhol.

Der Bootsmann, der uns zur Arbeit einteilen sollte, regte sich furchtbar auf. Er lief brüllend durch die Quartiere und sah in den Kojen und Spinden nach. Aber niemand lag mehr in den Kojen, und auch die Spinde waren leer.

Dann wurden wir zur Arbeit eingeteilt. Achtzehn Mann statt siebenundzwanzig. Es war eine harte Arbeit: Schuttballast löschen. Denn auf der Fahrt war der Schutt im Laderaum steinhart geworden. Wir mußten ihn mit Spitzhacken losschlagen und dann in großen, eisernen Toppen hochhieven an Deck.

Mitten in der Arbeit kam der Bootsmann. „Prien, zum Kapitän!" sagte er mit einer grämlichen Feierlichkeit wie ein Pastor bei einer Beerdigung.

Es war das erstemal, daß ich zum Kapitän gerufen wurde, und ich ging mit weichen Knien nach achtern. Vor dem Schott holte ich erst ein paarmal tief Atem, ehe ich klopfte.

Der Schlangengrieper saß am Schreibtisch und schrieb. Er drehte sich

nicht um, als ich eintrat, und schrieb ruhig weiter. Ich sah mich im Salon um. Der Raum war nicht groß, aber sehr gemütlich. Ledergepolsterte Bänke standen da, und die Wände waren aus dunkelbraunem Mahagoni, das glänzte wie frische Kastanien.

Endlich legte er den Federhalter hin und wandte sich nach mir um.

„Du kannst gern Platz nehmen, mein Junge", sagte er freundlich, und ich setzte mich auf die Kante des Ledersofas.

Eine Lichtbahn, die durchs Bullauge hereinfiel, traf gerade seinen Kopf, und ich konnte ihn zum erstenmal genau sehen.

Sein Gesicht war lang und rot, und seine blauen Augen lagen tief in dunklen Höhlen.

„Sag mal, Prien", eröffnete er die Unterhaltung, „du bist doch befreundet mit Otto Zippel?"

Er machte eine Pause und sah mich starr an. Ich nickte nur, antworten konnte ich nicht. Das Herz schlug mir im Halse.

„Und ist es dir bekannt", fuhr er mit seiner nöligen Stimme fort, „daß Zippel heute nacht mit mehreren anderen widerrechtlich von Bord gegangen ist?"

„Jawohl, Herr Kapitän", sagte ich leise.

Mit einemmal stand er auf. Wie ein Turm wuchs er vor mir hoch, stieß mich mit seinem mageren Zeigefinger vor die Brust und schrie: „Wo ßind ßie?"

Ich zuckte zusammen und mußte erst ein paarmal schlucken, ehe ich stammeln konnte: „Ich weiß nicht, Herr Kapitän."

Langsam ließ er sich wieder auf seinen Stuhl herunter.

„Oh, Prün, Prün", er sprach wieder im gleichen Tonfall wie anfangs, „du bist auf schlimmen Wegen. Du lügst, und wir ßollten doch lieber gern die Wahrheit sagen, mein Szohn!"

Ich schwieg.

„Und vielleicht glaubst du gar in deinem dummen Kopf", — er klopfte mit seinem harten Knöchel zweimal gegen meine Stirn — „du tätest etwas Gutes für deine mißgeleiteten Kameraden, wenn du nichts sagst. Aber wir ßollten gern daran denken, was diese Leute an Land erwartet. Sie werden ausgeßtoßen aus der Seefahrt ... in ihr Musterbuch wird hineingeschrieben: Deßertiert? ... und wenn ßie hier an Land betteln gehen — und ßie müssen betteln gehen, Prien — dann werden ßie mit Fußketten aneinandergefesselt und müssen die Straße fegen ... Daran ßollten wir gern denken, Prien!"

Ich dachte wirklich daran und stellte mir Zippel vor, wie er zum Skelett abgemagert in klirrendem Eisen die Straße fegte. Aber ich schwieg.

Er sprach noch eine Stunde auf mich ein, und als ich aus seinem Salon kam, hatte ich keinen trockenen Faden mehr am Leibe. Aber von unserem Treff in der Chiquita hatte ich nichts erzählt.

Zu Mittag gab es nur kaltes Essen, weil der Koch weg war. Gleich nach dem Essen ging ich zum Bootsmann hin und bat um Landurlaub.

„Du bist wohl rammdösig", sagte er nur. Damit war der Fall erledigt.

Ich ging wieder runter in den Laderaum und half den anderen Ballast löschen.

Kurz nach drei brachte der Erste den Käpten zum Fallreep. Der Schlangengrieper war in rohseidenem Anzug mit weißem Tropenhelm, er sah streng und feierlich aus.

„Jetzt macht er Meldung bei der Hafenpolizei", sagte Krämer.

Wir standen an der Reling und sahen ihm nach, wie er in einer Motorbarkasse davonpuckerte.

Von vier an wurde ich unruhig. Ich mußte daran denken, wie Zippel im Kaffeehaus Chiquita auf mich wartete. Und jedesmal, wenn wir wieder mit einem Toppen an Deck hievten, sah ich hinüber zum Hafen, ob ich ihn irgendwo an den Kais entdecken könnte.

Um sechs Uhr war Feierabend, an Bord Daddeldu genannt. Wir standen an der Reling.

„Kiek mol dor“, sagte Krämer und zeigte auf ein Ruderboot, das vom Pier aus gerade auf uns zuhielt. Ein Farbiger ruderte, und auf der Steuerbank saß Zippel im weißen Zeug mit gekreuzten Armen und sah dem braunen Mann bei der Arbeit zu. Er schien es schon weit gebracht zu haben.

Plötzlich sahen wir ein zweites Boot aus dem Hafen hervorschießen. Es war eine Motorbarkasse. Sie hielt auch auf uns zu. Sie schien es furchtbar eilig zu haben. Rechts und links vom Kiel sah man einen mächtigen Schnauzbart von weißem Schaum. Am Heck der Barkasse aber stand hoch aufgerichtet der Schlangengrieper.

Der Abstand zwischen den beiden Booten verringerte sich von Sekunde zu Sekunde. Aber Zippel merkte nichts.

An der Reling hatte sich inzwischen fast die ganze Mannschaft der „Hamburg“ versammelt und sah dem Schauspiel zu. Wir standen alle wie versteint. Nur Witaschek hatte Mut. Er winkte Zippel und deutete nach rückwärts.

Aber Zippel war von Hochmut verblendet. Er sah sich nicht um. Und dann, als er auf Rufweite herangekommen war, setzte er die Hände an den Mund wie ein Schalltrichter und schrie übers Wasser hin: „I'm free citizen of the United States!“

Der Schlangengrieper war mit seinem Boot jetzt ganz dicht hinter ihm. Durch das Motorengeräusch erschreckt wandte sich Zippel um, und im nächsten Augenblick hing er zappelnd wie ein weißes Kaninchen am ausgestreckten Arm seines Jägers.

Gleich darauf machte die Barkasse am Fallreep fest. Der Schlangengrieper stieg aus, die Hand um Zippels Nacken, und die beiden verschwanden eilig in der Kapitänskajüte hinten auf der Schanz.

An diesem Abend sah ich Zippel nicht mehr. Er kam erst ins Logis, als ich schon eingeschlafen war. Die Wiedersehensfeier auf der Poop hatte zu lange gedauert. Sie wollten ihn alle begrüßen: der Erste, der Zweite, der Dritte und zuletzt und am ausgiebigsten der Bootsmann.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und um zehn Uhr war Gottesdienst angesetzt. Er wurde an Land immer abgehalten und auf See, wenn ruhiges Wetter war. Alle mußten daran teilnehmen, auch die Religionslosen. Der Kapitän hielt darauf.

„Er ist eben ein Ostfriese", sagte Krämer höhnisch. „Seit die den Bonifazius gefressen haben, haben sie die Heiligkeit im Bauch."

Zuerst wurde ein Lied gesungen. Der Schlangengrieper nahm die Geige aus dem Kasten und blies den Staub herunter. Er schmierte bedächtig den Bogen mit Kolophonium ein und sagte dann langsam und feierlich: „Wir ßollten gern das Lied Nummero ßiebenundßechzig ßingen!" Dann hob er die Geige unters Kinn und intonierte selbst mit hoher, schartiger Stimme: „Bis hierher hat uns Gott gebracht, durch seine große Güte ..."

Zippel stand neben mir und sang. Er pries Gott mit schiefem Munde, weil sein Gesicht verschwollen war, noch von der Begrüßung mit dem Bootsmann her.

3. Havarie

Am 3. September segelten wir von Pensacola ab. An Bord waren zwanzig Mann, die Chargen nicht mitgerechnet. Denn außer Zippel war keiner von den abgemusterten wiedergekommen. Es war ganz früh am Morgen. Die Sonne stand noch unterm Horizont. Wir hievten die Anker ein und sangen den Shanty von der Heimkehr. Er ist der schönste Shanty, den es gibt, und er wird auf jeder Reise nur einmal gesungen: wenn das Schiff die Anker lichtet zur Fahrt in den Heimathafen. Der Bootsmann sang vor, und dann fielen alle ein im Rhythmus des Gangspills:

Rolling home, rolling home
Rolling home across the sea
Rolling home to my old Hamburg
Rolling home, my land to thee!

Dann wurden die Segel gesetzt, und ein paar Stunden später lag Pensacola hinter uns. Blaß und fern und unwirklich, als wären wir nie durch seine staubigen Straßen gegangen.

Und dann waren wir wieder in See.

Eines Morgens klangen zwei kurze, harte Schläge übers Deck. Die Schiffsglocke. Einmal ... noch einmal ... und dann immer schneller,

immer lauter, bis die Töne zu einem einzigen klingenden Dröhnen zusammenwuchsen.

Wir standen ganz oben in den Pferden und schlugen das Obermarssegel unter. Lührmann stand neben mir.

„Füer in Schipp!“ schrie er, sprang an die Wanten und enterte wie eine Spinne hinunter.

Ich kletterte eilig hinter ihm her. Beim Hinterklettern bemühte ich mich, etwas von dem Brand zu entdecken. Aber es war nichts zu sehen als die weißen Flächen der Leinwand, die sich im Winde bauschten.

Das Deck schien leer, wie ausgestorben. Sie standen alle vorn auf der Back, der Schlangengrieper, der Erste und sämtliche Leute von der Freiwache. Schwarzer Rauch quoll auf dort, wo sie standen, und zerflatterte in kleinen Wolken in der Takelage des Vortopps.

Wir liefen hin. Das Luk vom Kabelgatt stand offen, und aus der dunklen Öffnung stieg ein schwerer, beizender Qualm, der sich atembeklemmend auf die Lungen legte.

„Verdammt nochmal, das Kabelgatt brennt“, sagte Lührmann leise.

Der Schlangengrieper drehte sich um und sah ihn strafend an. Alle standen da, ganz still, und starrten auf die schwarze Öffnung, aus der der Rauch hervorkroch. Harry Stoewer und zwei Matrosen hielten ein Tau, dessen Ende unten im Kabelgatt verschwand.

Dann schrie eine heisere Stimme von unten mitten aus dem Qualm:

„Hol up!“

Stoewer und die beiden anderen zogen an. Sie zogen langsam und gleichmäßig. Und langsam und gleichmäßig schob sich über den Rand des Luks der Kopf eines Mannes hoch, dann die Brust, und schließlich fiel ein Körper klatschend auf Deck. Es war Witaschek.

Sie packten ihn, trugen ihn zur Luvseite hinüber und legten ihn an Deck. Gleich nach ihm kam Teyson aus dem Kabelgatt herausgekrochen, schwarz von Rauch, mit tränenden Augen und immer wieder von Hustenanfällen geschüttelt.

Ich lief hinüber zu Witaschek. Er lag auf dem Rücken, mit geschlossenen Augen. Wie ein Toter sah er aus.

Der Schlangengrieper hatte sich sofort auf Teyson gestürzt, „wie ßieht's unten aus? Ist der Brandherd groß?"

„Ich glaub schon, Herr Kapitän", hüstelte Teyson, „die Tampen glimmen wie Zunder."

Der Alte wandte sich an den Ersten: „Szehn Szie nach, im Laderaum, Herr Schade. Ich glaube, wir ßollen gern die Weizenßäcke am Kollissionsschott wegräumen."

Er sprach so pomadig wie immer, nur die S-Laute zischten schärfer als sonst.

In diesem Augenblick richtete sich Witaschek auf. Einer hatte ihm eine Pütz mit Wasser über den Kopf geschüttet. Er sah sich verstört um, dann sagte er tonlos: „Die Petroleumtinns!" und nochmal lauter: „Die Petroleumtinns!"

Wir alle wußten, was er meinte, und es wurde uns kalt dabei. Unten im Kabelgatt standen sechs große Behälter voll Petroleum. Wenn das Feuer auf sie übergriff, brannte die ganze Back.

„Gib mal 'ne Schmeißleine, ich hol die Tinns", sagte Teyson. Er stand da, ein zäher, sehniger Kerl, und sah zu uns rüber. Niemand von uns hatte bisher sonderlich auf Teyson geachtet. Nach Balkenhols Abgang hatte er die Küche übernommen, weil niemand sonst es wollte.

„Ich kriege die Tinns", wiederholte er überzeugt, und band dabei die Schmeißleine um den Leib.

Er bekam ein nasses Taschentuch vor Mund und Nase als Schutz gegen den Rauch, und dann verschwand er, einen Schaumlöscher unter dem Arm, in der dunklen Höhlung des Kabelgatts. Wir hörten seine Stimme aus dem Qualm herausschallen, und wir sahen, wie der Erste und der Bootsmann sich bückten und einen Tinn nach dem anderen hochholten. Dann mußten wir weg an die Pumpe. Aber die Pumpe war kaputt, und der Segelmacher nähte eilig Pützen aus Segeltuch, mit denen wir Wasser schöpfen sollten.

Als wir wieder nach vorn kamen, wurde Teyson gerade hochgezogen. Er stöhnte, sein Gesicht war kohlschwarz verrußt. Seine Kleider waren versengt, und Rauch stieg von ihnen auf. Sie wollten ihn fragen, aber er winkte nur ab und wankte hinüber nach Lee. Dort warf er die Arme über die Reling und erbrach sich. Dann sackte er in die Knie. Der Zweite war gleich bei ihm. „Was ist los, Teyson?"

Der machte ein paar schnappende Bewegungen mit dem Munde wie ein Fisch auf dem Trocknen. Aber kein Ton kam heraus. Dann deutete er auf sein Bein.

Der Zweite zog sein Messer und trennte mit einem raschen Schnitt Teysons Hose auf. Das Bein war glühend rot und voller Blasen, und dicht unterm Knie war die Haut geplatzt und von einer Kruste von schwarzem Schorf bedeckt.

„Dritter Grad", sagte der Zweite leise. Und dann drehte er sich um und schrie uns an: „Steht nicht rum und haltet Maulaffen feil! Los, angefaßt, bringt ihn nach achtern."

Der Schlangengrieper trat heran. „Haben Sie was ausgerichtet mit Ihrem Schaumlöscher?"

Teyson schüttelte den Kopf. „Es brennt zuviel", sagte er mit schwacher Stimme.

„Ran an die Löscharbeiten!“ schrie der Schlangengrieper. Seine Stimme klang wie eine Trompete über Deck.

Und die Arbeit begann.

Es war eine furchtbare Arbeit. Sechsunddreißig Stunden lang schleppten wir ununterbrochen Pützen voll Wasser und schütteten sie in den großen Segeltuchtrichter, den der Segelmacher auf das Kabelgatt gesetzt hatte. Schleppten die leeren Pützen zur Reling, füllten sie wieder und gossen von neuem hinein.

Es gab keine Freiwache mehr. Alle Mann mußten an Deck. Zwischendurch mußten wir die Wanten hoch, die Segel festmachen. Denn der Wind wehte stärker, und wir hatten ziemlich grobe See.

Manchmal kamen Brecher über und peitschten uns naß bis auf die Haut. Das feuchte Zeug klebte am Leibe. Es gab keine Zeit, in die Koje zu gehen oder sich umzuziehen.

Wir füllten das Kabelgatt voll Wasser und dann den Kombüsenbunker und den Kettenkasten auch, weil das Feuer die Zwischenwände angefressen hatte. Dann — spät am Abend des zweiten Tages war der Brand aus.

Wir fielen zusammen, wo wir standen, wie leere Säcke. Wir schliefen ein mitten auf den Decksplanken, auf den Lukendeckeln, wo wir gerade hinfielen. Das ganze Schiff schlief. Nur zwei blieben wach, der Ausguck und der Mann am Rudergänger.

Ein Stiefel stieß mich in die Seite. Ich wachte auf. Der Bootsmann stand vor mir.

„Jung“, sagte er, „Jung, wach upp! Dat Aas slöpt as'n Murmeldeer!“ Ich glotzte ihn schlaftrunken an.

„Sollst nach achtern zum Ersten kommen, Prüntje“, sagte er eindringlich.

Ich taumelte hoch und ging über Deck nach achtern. Ich war wie betrunken vor Müdigkeit.

Der Erste saß in seiner Kammer unter dem Petroleumlicht und las.

„Kannst du kochen, Prien?" fragte er.

Ich wußte sofort, worauf er hinaus wollte. „Ein bißchen", sagte ich zögernd, „nur ganz wenig."

„Na, für die Kombüse wird's schon langen, bis Teyson wieder so weit ist," meinte er obenhin.

Ich zog ein Gesicht. Für einen, der Seemann werden will, ist's kein Vergnügen, den Smutje zu spielen.

„Du kriegst auch Leichtmatrosenheuer", lockte der Erste, „und Zippel kann dir helfen als Kochsmaat."

So kam's, daß wir beide in die Kombüse der „Hamburg" einzogen. Ich tat's mit gemischten Gefühlen. Aber Zippel war einfach glücklich. „Mensch, jetzt können wir fressen, daß das Maul schäumt", sagte er. Und das taten wir denn auch. Aber auch den anderen ließen wir nichts abgehen. Wir hatten den Ehrgeiz, die beste Küche zu führen, die je auf der „Hamburg" geführt worden war.

Am Freitag traten wir unser Amt an. Freitag gibt's Salzfleisch auf einem Segelschiff. Schon seit alters her. Balkenhol und Teyson hatten einfach die Stücke in heißes Wasser geschmissen. Dann konnten wir im Logis sehen, wie unsere Zähne und Mägen damit fertig wurden. Aber wir wollten mehr. Wir drehten das Fleisch zusammen mit altem Brot durch den Wolf und kneteten Buletten daraus.

Nach dem Essen gingen wir durch Foxel und Judentempel und kassierten Lobsprüche ein. „Seit meiner letzten Missionarskeule habe ich so gut nicht wieder gegessen", sagte Krämer und klopfte sich den Magen.

Am Sonnabend gibt's Stockfisch auf einem Segelschiff. Wir aber

brachten Fischfrikandellen auf die Back, und unsere Beliebtheit wurde beängstigend.

Sonntag gibt's Büchsenfleisch mit Rotkohl und hinterher den Pudding „Großer Hans". Fleisch war da und Brotreste für den Pudding auch. Aber Rotkohl konnten wir nicht finden.

Ich schickte Zippel nach achtern ins Krankenlogis, wo Teyson stöhnend in seiner Koje lag. Er kam zurück: nein, Rotkohl gab's nicht mehr, nur noch Weißkohl war da.

Ich kaute am Pfeifenstiel. Es wäre unsere erste Schlappe gewesen, denn Weißkohl ist kein Sonntagsessen.

„Gott verdamm mi", sagte Zippel bekümmert, „da werden sie bald kommen und uns verrollen." Er machte sich keine Illusionen über die Dankbarkeit der Menschen. „Vielleicht könnten wir mit Himbeersaft . . ." schlug er vor.

Ich schüttelte den Kopf. „Reicht ja nicht. Nein . . . warte mal . . . warte mal . . . ja, ich hab's! Geh mal zum Bootsmann und laß dir Mennige geben. Und wenn er dich fragt, wozu, sagst du, wir wollen unsere Kombüse streichen."

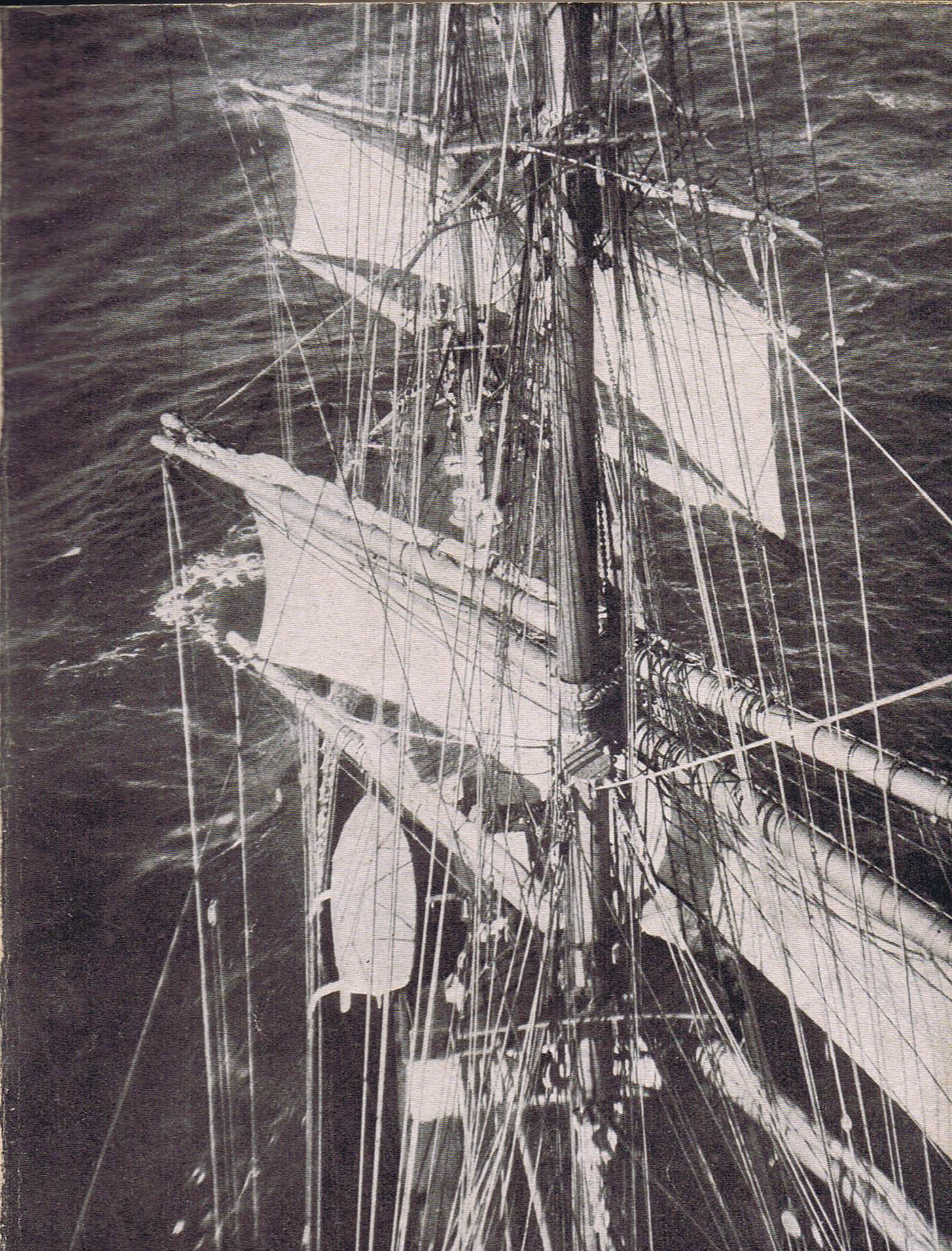
Zippels Miene klarte auf und, durch die Zähne pfeifend, verschwand er eilig nach achtern.

Als er zurückkam, machten wir erst eine Farbprobe in einer alten Konservenbüchse. Der Kohl wurde so rot, als wäre er niemals weiß gewesen.

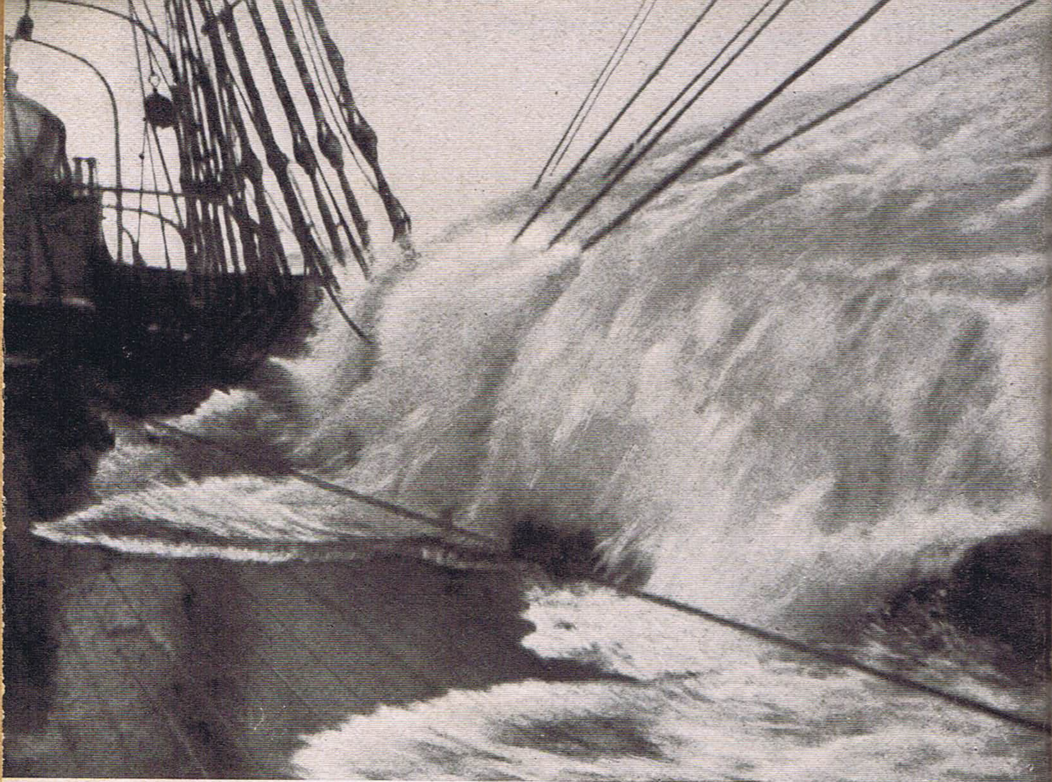
Beim Mittagessen mußten die Backschafter dreimal laufen. So gut schmeckte es allen im Logis. Wir selbst hatten von Anfang an nicht an der allgemeinen Küche teilgenommen. Wir verschlangen von den Vorräten, worauf wir gerade Appetit hatten. An diesem Sonntag gab's Stangenspargel, Kakao und ‚Großen Hans' an der Kombüsenback.

Es war ein wunderschöner, klarer Tag und wahrhaftig kein Grund, seekrank zu werden. Aber vier Stunden nach dem Mittagbrot ging der Matrose Schlegelberger nach Lee hinüber, lehnte sich über die Reling und ließ sein Essen aus dem Gesicht fallen wie eine Landratte bei Windstärke sechs.
Eine halbe Stunde später waren sämtliche Donnerstühle vorn auf der Back besetzt, und davor standen Ungeduldige mit losgeschnallten Leibriemen und donnerten mit beiden Fäusten gegen die hölzernen Schotts.
Auf der Schanze stelzte der Schlangengrieper mit grünlich blassem Gesicht auf und ab. Von Zeit zu Zeit verschwand er in ein Häuschen nach unten, wo ein goldumrändertes Becken nur für ihn bereitstand.
Noch eine halbe Stunde weiter, und in dem großen Netz unterm Klüverbaum hockten sie, dicht bei dicht, und düngten die Tangwiesen auf dem Meeresgrund.
„Mit dem blanken Ors öwer de blanke See", sagte Zippel und kicherte.
Aber das Lachen blieb ihm in der Kehle stecken. Das Schott ging auf, und vor uns stand der Schlangengrieper.
„Ihr ßeid ßehr munter hier in der Kombüße", sagte er mit stechendem Blick.
Ich war überzeugt, daß er sofort den Kakaotopf und die Spargelbüchse auf der Back gesehen hatte. Aber er sagte nichts. Mit zwei großen Schritten trat er an den Herd heran, beugte sich tief über die Töpfe und schnüffelte.
Mit einemmal stieß er seinen langen Zeigefinger in den Rotkohltopf hinein, wandte sich blitzschnell um und hielt uns den Finger unter die Nase.

„Was ist das?" zischte er. Der Finger war rot.
„Mennige", sagte Zippel. Er sagte es in einem Ton, als wäre Mennige im Rotkohltopf eine selbstverständliche Sache.
Der Schlangengrieper sagte gar nichts. Er stand da und zitterte vor Wut wie ein Kessel unter Dampfdruck. Ich glaube, er hätte uns am liebsten verhauen. Und ich bin überzeugt davon, daß uns nur eine schwache Erinnerung an das Gebot der Nächstenliebe vor furchtbaren Prügeln rettete.
„Das hier ist auß!" sagte er. „Ihr geht zurück ins Logis und macht wieder Dienst. Morgen früh vier Uhr Wache!"
Es war die Hundewache, die schlimmste, die der Seemann kennt.
Wir schlichen davon. An der Schwelle rief er uns noch einmal zurück.
„Ihr solltet gern über eure Dummheit schweigen", sagte er. „Zu jedermann. Verstanden?"
Und er stakte mit langen Schritten nach achtern. Der Schlangengrieper war ein kluger Mann. Mit Opium, Rizinus und Schweigen hatte er den Fall in drei Tagen in Ordnung gebracht. —
Am 19. Oktober kamen wir in Falmouth an. Es war ein glasiger Herbsttag mit Sonne und viel Wind. Wir kamen am Morgen an und ankerten weit draußen, weil es auf der Binnenreede Geld kostete.
Der Schlangengrieper ließ sich mit einem Boot übersetzen. Am Abend kam er zurück, und wir erfuhren, daß unsere Ladung nach Cork ging. Cork in Irland. Am nächsten Morgen schon sollte es weitergehen.
Die Stimmung an Bord war miserabel. Wir waren wochenlang unterwegs gewesen, hatten den ganzen Tag über in Sicht der



Beigedreht vor Untermarssegeln. Aufgenommen nach dem Sturm





Ein schwerer Brecher kommt an Deck

Segelbrassen bei Schlechtwetter

Küste gelegen, die Ankerketten gesteckt und gehievt, und nun kam keiner rüber an Land. In der Nacht knarrten die Rahen laut im Winde, und am Morgen ging der alte Segelmacher umher, einen Tropfen an der Nase, und erzählte jedem, der's hören wollte: der Klabautermann hätte geschimpft diese Nacht. Er wäre böse auf den geizigen Schlangengrieper, und was nun passierte, würden wir schon sehen.

Bis zum Mittag machten wir gute Fahrt. Der Wind kam von achtern, und wir liefen gut zehn Seemeilen die Stunde. Dann drehte der Wind langsam nach Südwest, und im Süden kam eine fahle, graue Wolkenwand hoch. Die Sonne verlor ihren Schein, die Wolkenmauer wuchs über sie empor, die Farben erloschen. Alles wurde grau, auch die See.

Der Wind sprang nach Süden um. Eine immer längere Dünung lief vor ihm her, Wellen mit weißem Schaumgeäder, zitternd vor verhaltener Kraft.

Um vier hatte ich Freiwache. Die neue Wache kam in Ölzeug und Seestiefeln heraus. Wir gingen ins Logis in die dumpfe Wärme der Kojen. Aber an Schlaf war nicht zu denken. Das Schiff knarrte und bebte, die Segel knarrten, dazwischen das Rauschen des Meeres und die keuchenden Stöße des Windes.

Wir hörten das schrille Pfeifen des Dritten und dann Stoewers heiseres Gebrüll: „Klar bei Royalfallen ... fier weg!"

Trappeln auf Deck. Die Blöcke quietschten, die Ketten klirrten.

Der Segelmacher saß bei uns im Logis. „Sieht ihm ähnlich", sagte er grämlich, „bei Käpten Hilgendorf wäre das nicht passiert. Das hättet ihr sehen sollen, Jungens, wie der bei Kap Hoorn durch den Sturm knüppelte. Nicht einen Fetzen Leinwand haben wir weggenommen."

Keiner antwortete. Wir lagen in den Kojen und warteten, wann das Kommando käme: Freiwache an Deck! Es würde kommen. Es mußte kommen. Das wußten wir alle. Und wir warteten darauf voll Spannung und dumpfer Wut.
„Dämliches Volk!" knurrte der Segelmacher und ging hinaus. Ein Windstoß schlug krachend das Schott hinter ihm zu.
Wieder das gellende Pfeifen: „Klar bei Oberbramfallen . . .!" Wieder Kettenklirren, das Quieken der Blöcke, dann das Blubbern mit dem das schlaffgewordene Segel im Winde schlug.
Und dann ein Knall, dumpf dröhnend wie ein Kanonenschuß, und dahinter scharfes, peitschendes Knattern. Ich steckte den Kopf durchs Bullauge und sah hinaus. Der Himmel war bleifarben. Das Deck schwamm von dem Gischt überkommender Brecher, und hoch über uns flatterten wie fahle Riesenvögel die Fetzen des zerrissenen Oberbramsegels durch die Luft.
Draußen holten sie jetzt das Kreuzbram ein.
„Paßt auf, beim Großsegel holt uns der Alte!" sagte Krämer.
Und im nächsten Augenblick klang ein wohlbekannter Schritt über unseren Köpfen, und eine schläfrige Stimme sagte: „Ich glaube, wir ßollten gern die Freiwache klarmachen, Herr Rudloff."
Da fuhren wir fluchend aus den Kojen, noch ehe Stoewer sein „Freiwache an Deck!" schrie.
An Deck waren Strecktaue gespannt und die Boote festgelascht worden. Der Schlangengrieper stand oben auf der Schanz, eine schmale Silhouette gegen den dunklen Himmel. Er hatte seine weiße Pudelmütze auf dem Kopf.
„Jetzt kommt's dick", flüsterte Krämer mir zu, „Herr Pastor geht rodeln."

„Freiwache klar bei Großgeitau und Gordings!"

Wir rannten hin, die Steuerbordwache nach steuerbord, die Backbordwache nach backbord hinüber.

Dann begann die Arbeit. „Äh dihä ... äh dihä ... un noch so en ... förn goden Wind ...", sang der Vorsänger aus. Und jedesmal legten wir uns mit aller Kraft in die Gordings, bis unsere Hände brannten und unsere Rücken schweißnaß waren. Das Großsegel wehrte sich wie ein gefangenes Tier. Es knatterte und brüllte, und es dauerte mehr als eine halbe Stunde, bis wir es festhatten.

Der Bootsmann schob sich an Witaschek heran. „Du, Max, das Oberbram muß nochmal festgemacht werden. Nimm dir zwei Jungens mit!"

Er brüllte, um den Sturm zu übertönen.

Witaschek nickte. „Los, Prien und Staabs!" und war schon in den Wanten.

Wir kletterten ihm nach. Der Sturm war hier oben noch stärker zu spüren. Die Masten zitterten unter seinen Stößen. Die Wanten schwangen hin und her, und unser Ölzeug raschelte wie trockenes Laub am Körper.

Dann waren wir oben. Langsam schoben wir uns auf die Rahen hinaus. Das Schiff krängte nach Steuerbord. Wir hingen gerade über der See, dreißig Meter hoch, und der helle Schaum der Brecher leuchtete aus dem dunklen Wasser zu uns herauf.

Das Segel war kaum zu bändigen. Immer wieder fuhren Windstöße hinein, bauschten es auf, und die nasse Leinwand schlug uns klatschend an die Beine. Es war, als hätte man eine Gans am Halse gepackt, die mit den Flügeln um sich schlug.

Neben mir ein Schrei. Staabs hing an der Rahe, seine Füße

zappelten hilflos in der Luft. Das Segel hatte ihn vom Pferd heruntergeschlagen.

Mit ein paar Schritten war Witaschek bei ihm, packte ihn am Kragen und stellte ihn wieder auf das Pferd, das dünne Fußseil, das unterhalb der Rah entlangläuft.

Dann schickte er ihn zurück in die Saling, und wir machten allein das Segel weiter fest.

Um sieben wurde es dunkel, und es war, als ob der Sturm nun auf die Nacht gewartet hätte. Mit jeder See schlugen jetzt schwere Wassermassen an Deck, überschwemmten alles und rissen fort, was nicht niet- und nagelfest war. Die Wache stand die ganze Nacht auf der Schanz, denn an Deck konnte sich keiner mehr halten.

An Freiwache war nicht zu denken. Der Alte hetzte uns immer wieder die Wanten hoch. Zweimal mußten wir von Steuerbord nach Backbord halsen in dieser Nacht, mußten Leinwand setzen und wieder wegnehmen. Aber am Morgen waren wir acht Seemeilen weiter von Cork entfernt als am Abend zuvor.

Der Schlangengrieper hatte keine Schuld, er hatte alles getan, was ein Seemann in seiner Lage tun konnte. Sturm und Wetter waren eben stärker.

Den ganzen Tag über kreuzten wir zwischen Hook Point und Capel Head, aber gegen den Südsturm war nicht aufzukommen. Wir waren alle naß bis auf die Haut und hingen in den Strecktauen so matt wie Spinnen, die der Herbstfrost überrascht hat.

Um zehn Uhr abends rief der Schlangengrieper einen Schiffsrat der Offiziere ein. Es wurde beschlossen, Dublin als Nothafen anzulaufen.

Wir setzten Vorsegel und fuhren die ganze Nacht, und am Morgen

kamen wir vor Dublin an. Es war diesiges Wetter. Tiefhängende Wolken fegten graue Regenschleppen über die See, alles verschwamm in feuchtem Dunst, und der Sturm hielt noch immer an.

Gegen elf sichteten wir die lange Reihe von Pricken, die die Einfahrt in den Hafen markierten. Wie eine Pappelallee an einem nebligen Morgen sahen sie aus. Wir hielten Ausschau nach dem Feuerschiff. Aber es war nichts zu sehen — weder das Feuerschiff noch eine Boje.

Mit einemmal schrie der Mann am Ausguck: „Boje ein Strich backbord!" Von der Schanz antwortete dröhnend die Stimme des Wachhabenden: „Hart Backbord!"

Ich stand mittschiffs, einen Tampen in der Hand. Plötzlich sah ich den Schlangengrieper mit ein paar großen Sätzen auf das Deck des Judentempels springen. Dabei schrie er: „Anker weg! Wir stranden . . .!"

Im selben Augenblick gab es einen dumpfen Stoß . . . das Schiff zitterte bis in die Mastspitzen. Der Alte brüllte: „Alle Mann achteraus! Schwimmwesten anlegen!"

Wieder der gleiche dumpfe Stoß . . . wir saßen fest, und das Meer warf uns auf einer Sandbank hin und her. Brecher kamen über, die Segel schlugen knallend aneinander, und der Vortopp schwankte, als würde er im nächsten Augenblick, vom Sturm gefällt, zusammenbrechen.

„Marsfallen kappen!" brüllte der Alte.

Wir sahen alle zum Vortopp hinauf. Es war, als sollte man auf einen Baum klettern, an dem die Holzfäller arbeiteten.

„Och wat, schiet an'n Boom", sagte Krämer und ging langsam die Wanten hoch.

Wir sahen, wie er in der Marssaling hing, mit beiden Beinen festgeklammert, wie er sein Messer zog. Und dann stürzten die Taue an Deck.

Wieder ein Stoß von unten ... noch einer ... ein lang rollendes dumpfes Poltern ... das Schiff war frei. Es trieb querab im Strom auf die Küste zu.

Ein heiserer Aufschrei: „Schiff steuert wieder!"

„An die Vorbrassen! Klarmachen zum Ankern!" brüllte der Alte.

Die „Hamburg" drehte sich langsam und nahm Fahrt auf. Das Schiff war gerettet. Der Alte atmete tief auf. Wir konnten's alle hören; er hatte das Megaphon am Mund behalten, und es klang, als wenn eine Lokomotive Dampf ausstieß.

Der Zimmermann kam an Deck. „Vorn drei Fuß, mittschiffs dreieinhalb, achteen dreieindalb Fuß Wasser, Herr Kapitän", meldete er mit schallender Stimme.

„Steigt's?" fragte der Alte.

„Nein, scheint zu stehen."

„Gut, in zehn Minuten wieder peilen!"

Wir machten langsame Fahrt auf die Küste zu, die wie ein dunkler Streif im Grau des Regens auf uns zutrieb.

„Frage, sind die Anker klar?" rief der Alte übers Deck hin.

Der Erste machte vom Vordersteven ein Zeichen: „Sind klar!"

Schwerfällig drehte sich das Schiff in den Wind.

„Gei auf Marssegel!" Fallen Anker!" kommandierte der Alte auf der Brücke.

Laut klatschend schlugen die Segel hin und her, polternd rasselte die Ankerkette in die Tiefe.

Da, ein Schrei vorn vom Bug: „Backbordankerkette gebrochen!"

„Fallen Steuerbordanker!"
Rasseln, Klirren, das jäh abbrach. Und in die Stille hinein drei kurze, metallische Schläge, als wenn ein eiserner Hammer an die eisernen Flanken des Schiffes schlüge.
Wir standen alle wie erstarrt. Nur der Segelmacher greinte: „De Klabautermann hett ankloppt!"
In diesem Augenblick wurde vorn ein Schott aufgerissen. Der Zimmermann torkelte heraus, machte ein paar taumelnde Schritte an Deck und sackte lautlos zusammen.
Hinter ihm kam Franz Böhler gerannt: „Steuerbordkette gebrochen!" schrie er.
Wir standen alle um den Zimmermann herum. Einer war niedergekniet und hatte seinen Kopf hochgerichtet. Ich pappte ihm einen nassen Lappen auf die Stirn.
Plötzlich sah ich, der Zimmermann hatte weiße Haare gekriegt ... mit einemmal ganz weiße Haare ...
„Die Kette ist gerissen", keuchte Franz Böhler, „und die Glieder sind durch die Bordwand geschlagen ... drei Glieder ganz dicht an dem Zimmermann sein Kopp vorbei ... krach, krachkrach, alle drei in die Wand. „Kiek mol", schrie er plötzlich auf, „he hett jo'n witten Kopp kreegen ...!"
„Raketen klar! Fleiderer, N. C. setzen!" schrie der Alte von achtern.
Es ging wie ein Ruck durch uns alle. Notsignal ... Rakete ... das war das Ende.
Die „Hamburg drehte wieder quer zum Strom in wilder Fahrt auf die Küste zu. Kein Gedanke, sie wieder ins Steuer zu kriegen. Hilflos wie ein Balken schwamm sie, von den Wellen getrieben und vom Winde gepeitscht.

Rumm ... ein Schlag durch den Schiffskörper dröhnend, und wieder rummrumm ...

Zum zweitenmal auf die Bank geworfen ... zum zweitenmal gestrandet!

Das Notsignal wurde gesetzt. Raketen flammten auf hoch über den Rahen mit den zerfetzten Segeln.

„Boote klar! Jeder Mann Papiere holen!" befahl der Alte.

Wir rannten zu unserem Logis. Mitten im Lauf stockte Jonas, packte mich am Arm und deutete auf das Großluk: „Die Ratten!" flüsterte er heiser.

Ein Brecher hatte den Lukendeckel zerschlagen, und nun kamen sie herauf, riesige Tiere, fett gemästet vom Weizen unserer Ladung, mit spitzen Schnauzen und langen Schwänzen. Eine wahre Höllenbrut.

„Die Ratten!" wiederholte Jonas, diesmal ganz laut.

Es war wie ein Signal. Böhler, Jonas und Fleiderer stürzten mit einem Wutgebrüll auf die Tiere los, und die Jagd übers Deck begann. Mit den hohen Seestiefeln traten sie nach ihnen, sie schleuderten Koffernägel, sie packten Spillspaken, schlugen um sich wie rasend. Es war, als wenn die ganze aufgespeicherte Wut über unsere eigene Hilflosigkeit, die dumpfe Verzweiflung dieser letzten Nächte und Tage sich in dieser Jagd entläde. Schließlich rannten wir alle wie die Irren hinter den Ratten her.

Es war jetzt Nachmittag, beinahe fünf Uhr. Die Flut stieg. Es kamen schon wieder größere Brecher über, und die Dunkelheit fiel allmählich ein.

Fleiderer hatte mit der Spillspake eine Ratte getroffen. Er packte sie am Schwanz und hielt sie hoch. Das Tier war noch nicht tot. Es schrie ganz grell und hoch mit einer beinahe menschlichen Stimme.

Es schrie immerzu und versuchte, sich zu befreien und Fleiderer zu beißen; bis er's über Bord schmiß.

Dann fragte der Alte von der Schanz herunter: „Zimmermann, wieviel Wasser im Raum?"

Und nach einer ganzen Weile antwortete es von vorn: „Vorn vier Fuß, mittschiffs viereinhalb Fuß."

Kurz nach fünf kam das Rettungsboot von Kingstown längsseit und nahm uns über. Wir hatten es schon eine Weile durch die Dämmerung heranpuckern gehört.

Der Alte saß am Vordersteven, und ich konnte ihm gerade ins Gesicht sehen. Er hatte die Lippen aufeinandergepreßt und blickte starr geradeaus auf das Wrack der „Hamburg". Den Chronometer hielt er zwischen den Knien, und sein Gesicht war wächsern blaß.

Als wir in Dublin ankamen, war es Nacht. Man fuhr uns durch die dunklen Straßen der fremden Stadt, und wir wurden in einem Heim der Heilsarmee untergebracht. Es gab keinen Alkohol dort, nur Tee und Sandwiches. Vorher sangen die Soldaten der Heilsarmee ein frommes Lied, und wir mußten mitsingen. Wir kannten den Text nicht, die Melodie aber war dieselbe wie von einem unserer Gangspill-Shanties. Und so sangen wir denn mit gefalteten Händen: „Hefft ji den noorschen Vollrigger seen? Hohaho, hohao. De Masten so scheep as den Schipper sien Been, hohao, hohao!"

Am nächsten Tag hatte sich der Sturm gelegt, und wir fuhren hinaus zur „Hamburg". Das Schiff sah schlimm aus. Die Decksaufbauten waren von den Wellen zerschlagen, und in den Logis stand fußhoch das Wasser.

Wir arbeiteten Tag und Nacht mit Handpumpen. Dann, als der feuchte Weizen anfing zu quellen, schleppten wir die Säcke an Bord,

schlitzten sie auf und schütteten den Weizen ins Meer. Fast vierunddreißigtausend Säcke waren's, genug, um ein ganzes Regiment Hungriger satt zu machen.

So lagen wir sechs Wochen vor Dublin fest. In der Stadt waren wir sehr beliebt. Wegen unserer Frömmigkeit. Denn die Leute von der Heilsarmee hatten unseren inbrünstigen Gesang überall gelobt. Und außerdem waren wir Deutsche, und jeder Feind Englands ist ein Freund der Iren. In den kleinen Kinos klatschten sie, wenn deutsches Militär auf der Leinwand erschien, und die englischen Bärenmützen wurde ausgepfiffen. Schon damals, 1925.

Nach sechs Wochen war das Schicksal der „Hamburg" entschieden. Abgewrackt — nicht mehr zu reparieren!

Der Schlangengrieper sauste im Flugzeug nach Hamburg, um der Reederei zu berichten. Und wir wurden acht Tage später von der „Lützow" abgeholt und nach Bremerhaven gebracht. Passagiere dritter Klasse — Matrosen ohne Schiff.

In Bremerhaven trennten wir uns. Nur Harry Stoewer, Witaschek und ich blieben zusammen.

Wir wollten gemeinsam abmustern auf dem Hamburger Seemannsamt.

Am nächsten Mittag kamen wir dort an. Es war ein trüber Tag im Dezember, ein Tag vor Heiligabend. Zu Fuß gingen wir zur Admiralitätsstraße, wo das Seemannsamt lag.

Im Amt brannte schon Licht. Ein kleiner, glatzköpfiger Mann saß hinter einer Barriere. Er hob den Kopf, als wir eintraten, senkte ihn sofort wieder und schrieb weiter. Im Hintergrund erhob sich ein Herr in Schwarz und kam auf uns zu. Es war der Schlangengrieper.

„Wir ßollten uns gern zum Abschied noch einmal die Hand geben", sagte er und streckte uns seine magere Rechte entgegen. Und jeder machte seine Verbeugung. Dann empfingen wir unsere Papiere.

Draußen vor der Tür aber meinte Witaschek gänzlich ungerührt: „Er hat sich's wieder mal billig gemacht. Ein Grog wär' mir lieber gewesen!"

Dann gingen wir rüber zur Reederei und ließen uns die Heuer auszahlen.

Erst kriegte Stoewer sein Geld, dann Witaschek, und dann sollte ich drankommen.

„Sie schulden uns noch fünf Mark siebzig", sagte der Angestellte.

„Was haben Sie da gesagt?"

„Ich sagte, daß Sie uns noch fünf Mark siebzig schulden", wiederholte der Kontorbock lauter. Er war ein forscher, junger Herr und wollte schnell mit uns fertig werden.

„Aber wie ist denn das möglich?"

„Da, lesen Sie doch selbst", und er schob mir ein Papier über den Tisch zu.

Es war eine Rechnung an den Schiffsjungen Günther Prien, vom Schlangengrieper selbst geschrieben. Mit ein Paar Seestiefeln für fünfundvierzig Mark fing es an, und dann kam eine lange Kolonne: Arbeitspäckchen, Zigaretten, alle die Kleinigkeiten, die ich an Bord von ihm bezogen hatte.

Ich starrte wortlos auf das Papier.

„Feine Preise", sagte Witaschek. „Für das Geld hättest du an Land eine Kantine leergekauft."

Er lachte. Aber mir war nicht zum Lachen. Dafür also hatte ich ein halbes Jahr gearbeitet ... gehungert ... gefroren ... ge-

schuftet, daß mir die Blutblasen auf den Händen wuchsen ... dafür also!

„Und wie soll ich jetzt nach Hause kommen?" fragte ich wutzitternd.

„Die Reederei ist bereit, Ihnen das Fahrgeld vierter Klasse vorzustrecken", sagte der Angestellte großartig.

„Ihr popligen Pfeffersäcke ..." fing ich an.

Aber Stoewer legte mir seine breite Hand auf die Schulter: „Hol din Snut, min Jung, nimm din Geld un go weg. Mehr krigst doch nich bi de Nötschieters."

Da unterschrieb ich, und wir gingen.

„Na, laß den Kopp nicht hängen, Prüntje", sagte Witaschek auf der Treppe. „Wir gehen jetzt einen heben, und du kommst mit."

„Ik betohl för di", sagte Stoewer und klimperte mit dem Silbergeld in seiner Hosentasche.

„Und ich auch", sagte Witaschek.

Ein Seemann mit der vollen Heuer in der Tasche ist ein großer Herr. Als wir auf die Straße herunterkamen, pfiff Stoewer ein Taxi heran, und wir fuhren zu dritt nach St. Pauli. Zuerst zu den Damenboxkämpfen in der Großen Freiheit. Die wollte Witaschek sehen.

Aber die Mädchen waren ihm zu mager, und wir fuhren weiter zum Tattersall.

Es waren nur ein paar Schritt die Straße herunter. Aber Harry Stoewer bestand darauf, daß der goldbetreßte Portier ein Taxi für uns heranpfiff. Er ging keinen Schritt zu Fuß, solange er noch einen Pfennig Heuer in der Tasche hatte.

Im Tattersall war auch nichts los, einen Tag vor Heiligabend. Wir fuhren zum Trichter und dann zum Alcazar. Und überall nahmen

wir zwei oder drei Grogs. „Szehr nördlich", bestellte Harry Stoewer im Tonfall des Schlangengriepers.
Zuletzt landeten wir auf dem schwarzen Sofa bei Hermine Hansen. Witaschek saß rechts, Stoewer saß links, und ich saß in der Mitte. Wir soffen, daß uns die Schnapstränen die Backen herunterrollten, und Harry Stoewer lallte: „Noch eine Reise, Prün, dann hab' ich's Geld zusammen. Dann kauf ich mir den Davidstern in der Davidstraße. Weißt du, unten am Hafen. 'ne Goldgrube is das. Und dann werd ich Kröger. Und wenn du mal da längs kommst, Freibier gibt's und Freigrog beim alten Harry bis zum Umfallen. Das sag ich dir, und darauf wollen wir noch einen nehmen. He, Fräulein ...!"
Das verschlafene Mädchen hinter dem Büfett taumelte hoch und brachte drei neue Grogwasser. Der Rum blieb gleich auf dem Tisch stehen bei Hermine Hansen.
Wir aber saßen eisern.
Um sechs Glas zog Stoewer seine Trillerpfeife und pfiff, daß alles im Lokal erschreckt hochfuhr. Er wollte zahlen, denn um vier ging mein Zug.
Ein Taxi kam und brachte uns zum Bahnhof.
Arm in Arm schlingerten wir auf den Bahnsteig hinauf und gingen dort auf und ab in der dunklen Morgenfrühe. Der Zug stand daneben mit erleuchteten Fenstern. Wir versprachen uns, daß wir uns nie verlassen wollten und daß wir immer zusammen fahren würden.
Der Mann mit der roten Mütze gab das Abfahrtssignal. Ich stolperte noch gerade in ein Abteil, da fuhr der Zug schon.
Stoewer und Witaschek aber standen eng umschlungen auf dem

Perron und sangen, daß es dröhnend von der Wölbung der Bahnhofshalle widerhallte:

Rolling home, rolling home
Rolling home across the sea
Rolling home to my old Hamburg
Rolling home, my land, to thee!

Er ist, ich sagte es schon, der schönste Shanty, den es gibt, und er wird auf jeder Reise nur einmal gesungen, beim Ankerlichten zur Fahrt in den Heimathafen.

4. Im Winschenlärm und Dampferrauch

Ein paar Wochen später war ich wieder in Hamburg und musterte auf der „Pfalzburg“ an. Es war ein großer Frachter, der mit Stückgut nach Südamerika-Westküste ging.

„n' schönen Böhmerwald hast du dir da ausgesucht“, sagte der Jollenführer, der mich übersetzte. Er deutete geradezu auf einen häßlichen, schwarzen Dampfer, auf dem Ladebaum neben Ladebaum aufragte.

„Die alle in Betrieb ... bei vierzig Grad im Schatten ... oha, oha!“ Er wiegte bedenklich den Kopf.

Dann waren wir längsseit. Ich schulterte meinen Seesack und stieg das Fallreep hoch. Oben empfing mich ein kleiner, breitschultriger Mann, er hatte ein rundes Gesicht mit plattgedrückter Nase. Es war der Bootsmann der „Pfalzburg“.

„Wat wullt du hier?“ fragte er.

Ich reichte ihm meinen Heuerschein. Er las und zog die Augenbrauen hoch. „Na, den lot man keen annern sehn!“ sagte er.

„Warum denn nicht?“ fragte ich.

Er zuckte die Achseln. „Kannst gliekś na vorn gan“, sagte er statt einer Antwort und zeigte mit dem Daumen auf die Mannschaftsquartiere.

Das Logis war leer. Ein enger, niedriger Raum. Sechs Kojen in der Mitte, immer zwei und zwei übereinander. Drahtbettstellen wie in einer Kaserne. An den Wänden Blechspinde und an der Decke zwei schirmlose Lampen, die ein kalkig weißes Licht gaben. Sie brannten immer, Tag und Nacht.

Ich sah mich um. Überall an den Kojen hing schmutzige Wäsche. Die Spinde waren verschlossen mit den Vorhängeschlössern der Seesäcke.

Ich mußte an den Judentempel der „Hamburg" denken. Wie gemütlich war es dort gewesen! Alles aus Holz. Die Kojen in die Wände eingebaut. Und keiner hatte je sein Spind verschlossen. Diebstahl unter Kameraden gibt's nicht auf Segelschiffen.

Ein junger Bengel schlurfte herein, beide Hände in den Hosentaschen, die Zigarette schief im Mundwinkel. Er blieb stehen und musterte mich neugierig: „Wo kommst du denn her?"

„Habe hier angemustert als Matrose."

„So, sagte er gleichmütig.

„Und du?" fragte ich.

„Bin hier Schiffsjunge."

„Ach nee". Ich dachte an meinen Empfang auf der „Hamburg", damals, als ich selber noch Moses war.

„Sag mal, darfst du hier eigentlich alle Matrosen duzen?"

Er lümmelte sich mit dem Rücken an eine Koje und sah mir beim Auspacken zu. „Is doch selbstverständlich", sagte er.

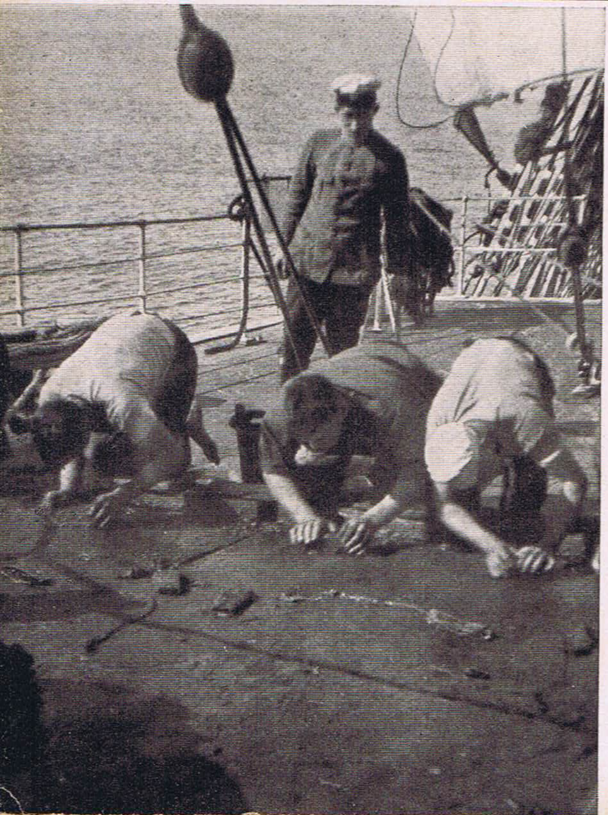
„Na, ich jedenfalls will es nicht. Ich habe als Schiffsjunge die Matrosen auch siezen müssen."

Er nahm die Zigarette aus dem Munde und sah mich groß an Dann wandte er sich um und schlurrte hinaus. Draußen schrie er



Vollschiff „Oldenburg" unter vollen Segeln





Segelnähen im Sonnenschein

„Mit dem Bimsstein in der Hand scheuern wir das Deck mit Sand"

dreimal Kikeriki und rannte mit klappernden Holzpantinen nach achtern.

Eine halbe Stunde später wurde Föftein gerufen, und ich ging rüber in die Messe zum Essen. Ein kleiner Raum mit Bänken an den Wänden und einem schmalen Tisch in der Mitte. Vierzehn Mann saßen am Tisch und aßen, meist ältere Leute. Mit mürrischen Gesichtern schlürften sie die Suppe. Der Schiffsjunge war auch darunter.

Ich schob mich zwischen zwei Leute auf einen freien Platz. Mir gegenüber saß ein riesiger Kerl mit aufgekrempelten Hemdsärmeln. Als ich mich setzte, hob er einen Augenblick den Kopf und sah mich an.

„Aha, der neue Herr Matrose", sagte er und aß schmatzend weiter. Der Schiffsjunge unten an der Back kicherte.

Ich sah mir den Mann gegenüber näher an. Er sah brutal aus: ein breites Gesicht, mächtige Wülste über den kleinen, tiefliegenden Augen und ein wahres Wolfsgebiß. Aus seinem Halsausschnitt guckte der Großmast eines Vollschiffs heraus in blauer Tätowierung, und auf seinem nackten Unterarm war ein Pärchen abgebildet, das sich neckisch im Spiel seiner dicken Muskeln bewegte.

Es war Maylund, der Beachcomber, der absolute Herrscher im Vorderlogis.

„Woher kommst du denn?" fragte mein Nachbar, ein kleiner Mann mit einem Gesicht wie eine gedörrte Aprikose.

„Vom Vollschiff ‚Hamburg'."

„Aha, du bist wohl 'n O.A.?"

Mit einemmal guckten alle auf und starrten mich an. Jetzt wußte ich, was der Bootsmann vorhin gemeint hatte. Offiziersanwärter schienen hier an Bord nicht beliebt zu sein.

„Ja, ich bin D.A.", sagte ich.
Sie schwiegen alle und aßen weiter. Aber irgendwie lag feindselige Spannung in der Luft.
Nach dem Essen, als ich aus der Messe ging, packte mich der Beachcomber am Arm. „Du, hör mal, so'ne Faxen mit Sie und Herr Matrose gibt's nicht bei uns. Wir sind hier alle von derselben Sorte auf dem Eimer, verstanden?"
Und ohne meine Antwort abzuwarten, stampfte er hinaus, ein Turm von Fleisch und Knochen.
Eine Woche später gingen wir in See. Und dann begann der Alltag, der sture Alltag auf einem Frachter: Scheuern und Rost klopfen, Rost klopfen und Scheuern.
Wenn wir am Heck mit Reinemachen fertig waren, war das Vorschiff wieder schmutzig.
Noch schlimmer aber war's mit dem Rost. Er wuchs überall, an dem Schornstein, am Bug, an allen Gerätschaften, wie Schimmelpilze auf feuchtem Brot. Wir schlugen ihn mit dem Hammer herunter, kratzten mit dem Rostkratzer nach. Dann wurde die Stelle mit einer Drahtbürste behandelt, mit Firnis eingeschmiert, und dann kam Mennige darauf und zuletzt Farbe.
Von morgens bis abends ging das so: Kratzen, Ölen, Mennige und Farbe auftragen. Man fühlte sich kaum mehr als Seemann. Wie ein Fabrikarbeiter kam man sich vor in einer großen eisernen Fabrik, die zufällig übers Meer fuhr. Wenn ich zwischendurch einmal Rudergänger war oder am Ausguck stand, freute ich mich. Das war wenigstens seemännische Arbeit.
Eines Tages klopfte ich Rost am Schornstein. Es war eine Stelle ganz dicht über Deck, wohl zwei Quadratmeter groß. Ich kniete da

und hämmerte auf den Farbresten und dem dicken, braunen Belag herum.

Da sagte einer hinter mir: „Du willst dir wohl 'nen weißen Fuß kloppen, was?"

Ich drehte mich um. Es war der Beachcomber. Ich antwortete nicht und arbeitete weiter.

Er kam ganz dicht an mich heran. „Ich will dir mal was sagen", begann er. „Ich habe ja nix dagegen, daß du dich bei denen da oben lieb Kind machst. Und von mir aus kannst du dem Ersten in den Hintern kriechen, daß man nur noch die Fußspitzen sieht. Mußt du ja wohl auch als Offiziersanwärter."

Das war eine gemeine Lüge. Ich hatte meine Arbeit gemacht, so gut ich konnte. Aber gekrochen war ich vor niemandem. Das wußte er genau wie ich.

Ich stand auf und sah ihn an. Den Rosthammer hielt ich in der Hand. Er lächelte von oben herab. Er war anderthalb Kopf größer als ich.

„Blas dich man nicht auf", sagte er. „Von mir aus kannst du machen, was du willst. Aber das eine will ich dir sagen: ich hab's satt, immer wieder zu hören: ,'n bisken schneller arbeiten, Maylund'" — er äffte die Stimme des Ersten nach —, „,Prien hat in der Zeit das Doppelte geschafft'. Das hab' ich satt, verstehst du? Und die anderen auch. Uns kotzt das an. Wir sind freie Gewerkschaftler, alle hier an Bord. Und wir denken nicht daran, unsere Knochen ausschrotten zu lassen für die Bande da oben."

Er spuckte einen Strahl braunen Tabaksaft gerade vor mich hin. Ich blieb ganz ruhig. Er war verhetzt, das war's. Nur mit Ruhe und Vernunft konnte man ihm beikommen.

„Na schön", sagte ich. „Aber hast du dir das schon mal überlegt in deinem Strohkopf? Du verlangst volle Bezahlung und vor der vollen Arbeit willst du dich drücken. Das ist Beschiß, mein Lieber. Und wenn ihr selber mit so einem Beschiß anfangt, könnt ihr euch über die Arbeitgeber nicht beschweren!"

Er glotzte mich an und zwinkerte ein paarmal mit den Augen. Es ging ihm nicht ein, was ich sagte. Das war ganz offenbar. Brummend ging er ab. Aber von nun an ließ er mich während der Arbeit in Ruhe.

Es ging alles ruhig seinen Gang weiter, bis wir in die Hölle kamen. Die Hölle — das ist die Westküste von Südamerika. Eine Hitze von 45 Grad im Schatten, und dann Einladen und Ausladen Tag und Nacht. Manchmal liefen wir an einem Tage vier Häfen an. Freiwachen gab's nicht mehr. Jede Hand an Bord wurde gebraucht. Von der Landschaft da unten habe ich wenig gesehen. Wenn wirklich mal eine halbe Stunde nichts zu tun war, fiel man wie ein Sack in seine Koje und schlief ein, ehe man sich ausziehen konnte.

Eines Nachts in San Antonio hatte ich Raumwache. Die anderen waren von Bord gegangen und soffen drüben irgendwo in der Stadt. Ich wäre gern mitgezogen, aber ich war zur Raumwache kommandiert.

Ich stand unten im Laderaum, der vom grellen Licht der Sonnenbrenner erhellt war. Die Schauerleute, braune Mestizen mit schweißglänzenden Rücken, kamen im Gänsemarsch an. Sie luden sich die Flaschen mit dem Wein aus Leixoes auf und verschwanden wieder in der dunklen Öffnung der Tür. Es waren flinke Burschen, und man mußte verdammt aufpassen, daß sie nebenbei nichts mitgehen ließen. Denn wir hatten viel Stückgut an Bord, und im Laderaum

sah's aus wie im Warenhaus: Wasserklosetts und Heiligenbilder, Rasierklingen und Handwerkszeug, alles nebeneinander.

Um Mitternacht war Essenspause. Die Schauerleute hockten sich unten auf den Kai, und ich ging oben an Deck.

Hier war es still und kühl. Ich blickte hinüber nach der Stadt, die von tausend Lichtern funkelnd dalag. Sie war auf eine Bodenwelle gebaut, und dahinter stand dunkel das Gebirge. Es sah aus, als ob die leuchtende Welle der Stadt gegen die schwarze Wand der Berge schlüge.

Unten auf dem Kai wurde es laut. Die Besatzung kam zurück. Sie hatten alle schwer geladen und polterten laut über das Fallreep an Deck.

Der Beachcomber ging voran. Als er mich sah, torkelte er auf mich los.

„Na, du Schieter, wieder mal Raumwache geschoben? Wieder mal angemeiert bei der Schiffsleitung, du Kacker?"

„Selber Kacker", sagte ich.

Einen Augenblick glotzte er mich verständnislos an. „Was hast du da gesagt?"

„Dasselbe, was du auch gesagt hast."

Er atmete ein paarmal schnaufend durch die Nase. Wir standen uns jetzt gerade gegenüber, die anderen im Halbkreis um uns herum. Im trüben Schein der Deckslaternen waren die Gesichter nicht zu erkennen. Aber ich fühlte, daß sie alle feindselig waren.

Von vorn her kamen Schritte näher. Es war der Dritte Offizier, der die Runde machte.

„Komm man mit achtern ins Logis, wenn du Mut hast", reizte der Beachcomber.

Er warf seine Jacke über die Schulter und ging voran. Die anderen folgten.
Ich überlegte einen Augenblick: mal mußte der Krach doch kommen. Und wenn, dann lieber jetzt.
Als ich nach achtern kam, mußte ich mich durch die Menge drängen wie ein Boxer, der zum Ring will. Sie standen alle in dem schmalen Gang zwischen Messe und Logis. Das Schott zum Logis war offen, und der Gang davor sollte wohl der Zuschauerraum sein.
Im Logis waren nur zwei Mann: Martens, der in seiner Koje lag und pennte, und der Beachcomber. Er stand da und krempelte seine Hemdsärmel auf. Dabei ließ er die Muskeln auf seinem Unterarm tanzen.
Ich ging zu meiner Koje, zog langsam die Jacke aus und hing sie an den eisernen Pfosten.
Dann standen wir uns gegenüber: 190 Pfund gegen 130.
„Gib ihm Saures, Bully!" schrie der Moses aus dem Zuschauerraum. Die anderen waren still.
Ich ging in Fightstellung, die Arme angewinkelt, und fing mit der Beinarbeit an. Er stand da wie ein Klotz. Seine Fäuste, schwer wie Schmiedehämmer, hingen schlaff herunter. Er wollte mir wohl zeigen, daß er keine Angst hatte.
„Los, komm doch ran!" höhnte er.
Ich stieß vor und setzte ihm einen geraden Rechten aufs Kinn. Den Knockout-Punkt an der Kinnspitze hatte ich verfehlt.
Er schüttelte ein paarmal kurz den Kopf, als wenn er Wasser aus den Ohren schütteln wollte, und dann kam er langsam auf mich los. Der Gang zwischen den Kojen und der Wand war nur schmal, es gab nicht viel Raum zum Ausweichen.

Er holte aus und schlug zu. Ich sah den Schlag kommen und zuckte zur Seite. Seine Faust streifte gerade noch mein Ohr. Ein scharfer Schmerz, ich fühlte, wie mir das Blut warm den Hals herunterlief. Jetzt wollte er mich fassen. Mit ausgestreckten Händen kam er auf mich los.

Ich sprang zurück. Es gab nur eins: den Daumengriff!

Ich packte seinen rechten Daumen und bog ihn mit aller Kraft nach hinten.

Er ging in die Knie, stöhnte: „Laß mich los, du Hund!"

Ich drückte stärker. Wenn ich losließ, schlug er mich zusammen. Das wußte ich gewiß.

Er keuchte. Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn. „Loslassen!"

Ich drückte, was ich konnte. Mit einemmal ein knirschendes Krachen... der Daumen war gebrochen.

„Auuu!" brüllte er. Dann in gänzlich verändertem Ton: „Mensch, Prien, laß los! Ich kann nicht mehr!"

Ich gab den Daumen frei. Vorsichtshalber ging ich ein paar Schritt zurück. Aber er blieb auf der Erde hocken und massierte seinen kaputten Daumen. Wie viele starke Kerls, war er nicht sehr hart im Nehmen.

Die anderen kamen herein und gingen zu ihren Kojen. Gesprochen wurde wenig.

Ich ging zum Spind und beguckte mich im Spiegel. Mein Ohr war halb abgerissen von der Wucht seines Schlages. Ich preßte das Taschentuch auf die Wunde und lief nach vorn zum Wachhabenden, um mich verbinden zu lassen.

„Mensch, wie haben Sie denn das gemacht?" fragte der Dritte.

„Ach, 'ne Kiste runtergefallen", murmelte ich.

Gleich darauf trat der Beachcomber ein und hielt seinen kaputten Daumen hin. „Bin gefallen", sagte er heiser.

Der Dritte grinste. „Na, wenn das nicht komisch ist: Prien fällt 'ne Kiste auf'n Kopp und schlägt ihm's Ohr ab, und du fällst hin und brichst dir 'n Daumen. Bis morgen denkt euch mal was anderes aus. Wenn ihr das dem Alten erzählt, gibt's 'ne Ladung, die sich gewaschen hat."

Als ich mit verbundenem Kopf wieder ins Logis kam, empfing mich feindseliges Schweigen. Ich tat, als wenn ich nichts merkte, und zog mich um. Zehn Minuten später kam der Beachcomber. Sein umwickelter, weißer Daumen ragte wie eine Wachskerze in die Luft. „Prien hat dicht gehalten mittschiffs", sagte er laut. Damit war der Friede wieder hergestellt.

In der nächsten Zeit behandelten wir uns gegenseitig mit ausgesprochener Höflichkeit. Aber vierzehn Tage später in Taltal ging er nachts von Bord und nahm zwei andere mit. Das Reisefieber hatte ihn plötzlich gepackt, die Leidenschaft, der kein Beachcomber widerstehen kann. Er mußte nach Diamantino, und er ging hin, obwohl er seine ganze Heuer dabei verlor.

Ich aber hatte von nun an Ruhe. Sie liebten mich zwar nicht besonders, denn ich war und blieb in ihren Augen ein O.A. Aber ich war der Mann, der mit dem Beachcomber gekämpft hatte, und das wenigstens respektierten sie.

5. Vor dem Seeamt

Es klopfte am Schott. „Herr Prien, Sie möchten auf die Brücke zu Herrn Bußler kommen", sagte der Steward draußen.

Ich sprang aus der Koje und lief zum Waschtisch. „Ich komme gleich!" rief ich und drehte den Warmwasserhahn auf.

Durch das Fenster konnte ich einen Teil vom Promenadendeck der „San Francisco" überblicken. Draußen schien die Sonne, alles sah hell und freundlich aus. Auch hier drin: der große Spiegel, das Sofa mit dem Epinglébezug und die breite Koje mit den vielen Schubfächern darunter.

Es ließ sich leben hier.

Ich zog die blaue Uniform an mit den schmalen goldenen Streifen auf den Ärmeln und rückte die Mütze vorm Spiegel gerade.

Vierter Offizier auf der „San Francisco" ... Steuermannsexamen und Funkerpatent in der Tasche ... die ersten Sprossen der Leiter lagen hinter mir.

Ich nickte mir im Spiegel zu und ging hinaus. Der Erste empfing mich auf der Brücke. „Fahren Sie doch mal zum Amerikanischen Einwanderungsbüro, Herr Prien, am Hauptbahnhof. Wir müssen die Passagiere abholen."

Ich grüßte und trat ab. An Fähre VII nahm ich mir eine Taxe.

Das Einwanderungsbüro war eine Holzbaracke. Es ging darin zu wie in einer Bahnhofshalle, Männer, Frauen, Kinder standen in Gruppen zusammen. Gepäckträger schrien, und zwischendurch liefen Ärzte mit wehenden weißen Mänteln.

Es war das erstemal, daß ich mit Passagieren in Berührung kam. Sie umdrängten mich wie die Bremsen ein schwitzendes Pferd und piesackten mich mit dummen Fragen. Ob an Bord auch getanzt würde und ob die Offiziere mittanzten, fragte eine ältere Dame mit glitzernden Augen. Ein stark parfümierter Mann wollte wissen, ob wir genügend Vorkehrungen gegen einen Schiffbruch getroffen hätten.

Zuletzt verlud ich die ganze Gesellschaft in einen Omnibus, an fünfzig Leute, und wir fuhren zum Hafen hinunter. An Bord übergab ich die schnatternde Horde den Stewards, ging zur Brücke hinauf, um Meldung zu machen.

Oben traf ich den Dritten Offizier. Ich hatte ihn noch nicht an Bord gesehen. Kurze Vorstellung: Prien — Schwarzer.

„Die peoples an Bord geholt, Herr Prien?" fragte er leutselig. „Komisches Gemüse das! Sie müssen sich nur in acht nehmen vor den Weibern. Verdammt anlehnungsbedürftig auf See! Habe meine Erfahrungen."

Ich konnte mich nur wundern. Denn mit seiner Stupsnase und den großen Henkelohren sah Schwarzer nicht gerade verführerisch aus.

In diesem Augenblick erschien ein kleiner dicker Mann auf der Brücke, sehr elegant, in dunklem Mantel, Melone und hellen Gamaschen. Schwarzer nahm Haltung an. Es war der Kapitän. Ich stellte mich vor und machte Meldung.

kurzer prüfender Blick aus kleinen grauen Augen. Ein gemurmeltes „Gut, Herr Prien, danke", und schon war er in seiner Kajüte verschwunden.

„Nimmt einen verdammt scharf ran, werden's schon erleben", erklärte Schwarzer halblaut. „Sonne schießen, Sterne schießen, Journal führen, Gepäckkontrolle, Funkwache . . . na ja, wir Offiziere haben's eben nicht leicht."

Nebeneinander gingen wir auf der Brücke auf und ab. An Deck standen die Passagiere in dicke Mäntel gehüllt und sahen zu uns hinauf. Hin und wieder warfen wir einen Blick hinunter und fühlten uns fabelhaft. Er war damals dreiundzwanzig und ich war einundzwanzig Jahre alt.

Am elften März liefen wir von Hamburg aus. Es war eine kalte, graue Nacht, Schnee lag in der Luft. Als ich kurz vor vier zur Hundewache auf die Brücke kam, setzte das Schneetreiben ein. Es wurde so diesig, daß man kaum die Hand vor Augen sah.

Wir fuhren die Weser aufwärts und standen etwa in der Höhe von Hoheweg-Leuchtturm. Die „San Francisco" lief mit halber Fahrt, und das Nebelhorn brüllte in immer kürzeren Abständen.

Bußler, der Erste, stand auf der Brücke neben dem Lotsen. Sie unterhielten sich darüber, ob es nicht besser wäre, gleich vor Anker zu gehen.

„Laufen Sie auf die Back, Herr Prien, und machen Sie mit dem Zimmermann klar zum Ankern!" rief der Erste mir zu.

Ich rannte die Treppe hinunter und lief übers Deck nach vorn. Das Deck war leer und dunkel, keine Lampe brannte. Durch den Sturm brüllte das Nebelhorn, immerzu.

Ich hämmerte mit beiden Fäusten an das Schott vom vorderen

Logis und schrie nach dem Zimmermann. Es dauerte eine ganze Weile, bis er herauskam. Er hatte eine Stablaterne in der Hand und taumelte vor Schlaftrunkenheit.

Wir gingen hinüber zum Steuerbordanker. Der Zimmermann leuchtete, und ich beugte mich runter. Auf einmal sah ich vor uns ein Licht, ein großes, weißes Licht, gerade in unserer Fahrtrichtung. Ich fuhr herum und schrie so laut ich konnte: „Feuer rechts voraus!" Ich wußte nicht, ob sie mich auf der Brücke verstanden hatten, denn das Nebelhorn dröhnte unablässig.

Das Licht kam schnell näher, es konnte höchstens noch fünfhundert Meter entfernt sein. Unmöglich, jetzt noch die Brücke zu erreichen! Ich schrie nochmal mit voller Lungenkraft: „Feuer rechts voraus!" Vor mir ein schwarzer Schatten: der Ausguckmann.

„Los, in die Logis!" fuhr ich ihn an. „Wecken Sie alle Leute!" Er lief davon.

Von der Brücke herunter Bußlers Stimme: „Hart Steuerbord!" Dann grell und durchdringend eine Dampfpfeife. Aber das Licht wich nicht aus, es stand unverrückbar fest, gerade auf unserem Kurs.

Durch die Windhuze hörte ich den Ausguckmann wecken: „Raus aus der Koje, der Vierte hat's gesagt. Raus aus der Koje, wem sein Leben lieb ist."

In der nächsten Sekunde wuchs riesengroß eine schwarze Wand vor mir auf.

Ein Stoß, der mich umwarf. Zugleich ein donnerähnliches Getöse, als wenn Eisen gegen Eisen kracht.

Das Schiff krängte hart nach Steuerbord. Kurze Kommandos von der Brücke herab:

„Beide Maschinen stopp! Beide Maschinen voll zurück! Hart Backbord!“
Schwerfällig drehte die „San Francisco“ bei und glitt an der hohen Flanke des anderen Schiffes vorüber. Von oben starrten Hunderte von leuchtenden Bullaugen auf uns herab. Dann war das fremde Schiff wie ein Spuk im Schneesturm hinter uns verschwunden.
Ich lief nach unten, um den Schaden zu besehen. Ein Logis war aufgerissen, das Kabelgatt zertrümmert. Durch die zerbrochenen Platten fegte heulend der Wind herein. Aber verletzt war niemand — es war wie ein Wunder.
Als ich wieder auf die Back kam, rasselte gerade der Steuerbordanker in die Tiefe. Ich lief übers Deck zur Brücke.
Die Kabinentüren wurden aufgerissen und aufgeregte Passagiere stürzten heraus. Eine grelle Frauenstimme schrie: „Hilfe, Arthur, wir versinken!“ Und ein tiefer Baß antwortete: „Sei doch still, Liebling, ich kann ja schwimmen.“
Der Kapitän stand oben im Kartenhaus, gerade aus dem Bett gekommen. Er war krank. Sein Kopf glühte vor Fieber.
„Haben Sie denn das Schiff nicht eher gesehen?“ herrschte er mich an.
„Nein, Herr Kapitän.“
„Haben Sie gesehen, wie das Schiff hieß?“
„Nein, Herr Kapitän.“
Er zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen. „Äh, diese Steuermannsschüler.“
„Haben Sie gesehen, wo das Leck liegt?“ fragte der Erste.
„Alles über Wasser, Herr Bußler.“

Der Kapitän trat ans Fenster und trommelte mit den Fingern an die Scheiben. „Also wenigstens was hat er gesehen", brummte er. „Versuchen Sie den Namen des Kollisionsgegners festzustellen, Herr Prien", sagte der Erste.

Ich grüßte, der Erste dankte, aber der Kapitän übersah meinen Gruß.

Unten in der Funkerbude setzte ich mich an die Taste.

„C. Q. — C. Q." funkte ich. „An alle. Hier Motorschiff ‚San Francisco'. Haben soeben Kollision bei Hoheweg gehabt. Erbitte Namensangabe von Kollisionsgegner . . ."

Ich hatte die Kopfhörer aufgestülpt und wartete.

Keine Antwort.

Dann ein feines Knattern. „Hier Bergungsschiff ‚Seefalke'. Laufe mit Höchstfahrt Bremerhaven aus. Brauchen Sie Hilfe?"

„Brauchen keine Hilfe", funkte ich zurück. Könnte ihnen so passen, diesen Aasgeiern der Seefahrt, dachte ich, uns einzuschleppen und dann den halben Schiffswert als Bergungslohn einzustecken.

Ich wartete. Endlich knatterte es wieder: das Rufzeichen des Lloyddampfers „Karlsruhe".

„Habe mit Ihnen kollidiert, bitte warten."

Lange Pause.

Wenn bloß nichts passiert ist, dachte ich. Der Alte war so schon wütend genug und anscheinend auf mich. Wieso eigentlich gerade auf mich?

Da wieder ein Morsezeichen: „An ‚San Francisco'. Brauchen keine Hilfe." Unterschrift: „Karlsruhe."

Gott sei Dank! Ich sprang auf, riß die Hörer herunter und lief hinaus.

Die Passagiere waren jetzt aus ihren Kabinen herausgekommen. In Pelze vermummt standen sie an Deck herum.

Einer hielt mich an. Es war der parfümierte Dicke, mit den schwarzen Mandelaugen. „Sind Sie der Vierte Offizier?"

„Jawohl, Herr . . ."

Er hielt es nicht für nötig, sich vorzustellen. „So, dann will ich Ihnen mal was sagen", fuhr er fort, „ich habe alles gehört, junger Mann, alles! Es ist das Unglaublichste, was mir bisher jemals passiert ist!"

Seine Stimme wurde immer lauter und aufgeregter.

Eine ganze Gruppe von Leuten sammelte sich um uns.

„Sie haben die Besatzung wecken lassen" — er wandte sich an die Umstehenden — „und wissen Sie wie, meine Herrschaften? ‚Jeder soll aufstehen, dem sein Leben lieb ist', hat er gesagt!"

„Bitte sehr, das habe ich nicht gesagt."

„Was, Sie wollen mich Lügen strafen? Meine Herrschaften, stellen Sie sich vor: die Besatzung wird geweckt, wenn das Schiff in Gefahr ist. Und wir, die Passagiere, wir können einfach absaufen."

Beifälliges Gemurmel aus dem Dunkel ringsum. Der Dicke hatte sein Publikum gefunden. Er war Opernsänger, wie ich später erfuhr.

„Feine Sitten sind das, muß ich schon sagen. Daß ein Offizier bis zuletzt auszuhalten hat und daß es Pflicht des Kapitäns ist, mit seinem Schiff unterzugehen, das ist Ihnen wohl unbekannt, junger Mann, was?"

Ach, wie gern hätte ich ihm eine in sein wabbeliges Puddingsgesicht gelangt, aber ein Passagier ist Gast des Schiffes, und so sagte ich nur:

„Wenn Sie glauben, Grund zur Beschwerde zu haben, mein Herr,

wenden Sie sich bitte an den Kapitän direkt." Damit ließ ich ihn stehen und ging zur Kommandobrücke hinauf.

„Melde gehorsamst, Herr Kapitän, Name des Kollisionsgegners ‚Karlsruhe'. Das Schiff braucht glücklicherweise keine Hilfe."

Er wandte seinen dicken Kopf langsam nach mir um und sagte böse: „Glücklicherweise? Darüber freuen Sie sich wohl noch? Hätten Sie besser aufgepaßt, dann wäre die ganze Schweinerei nicht passiert!"

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt, Herr Kapitän!"

Er sah mich starr an, dann stand er wortlos auf und ging zur Tür. An der Schwelle wandte er sich noch einmal um.

„Ihre Schuld wird ja das Seeamt feststellen", sagte er und warf krachend das Schott hinter sich zu.

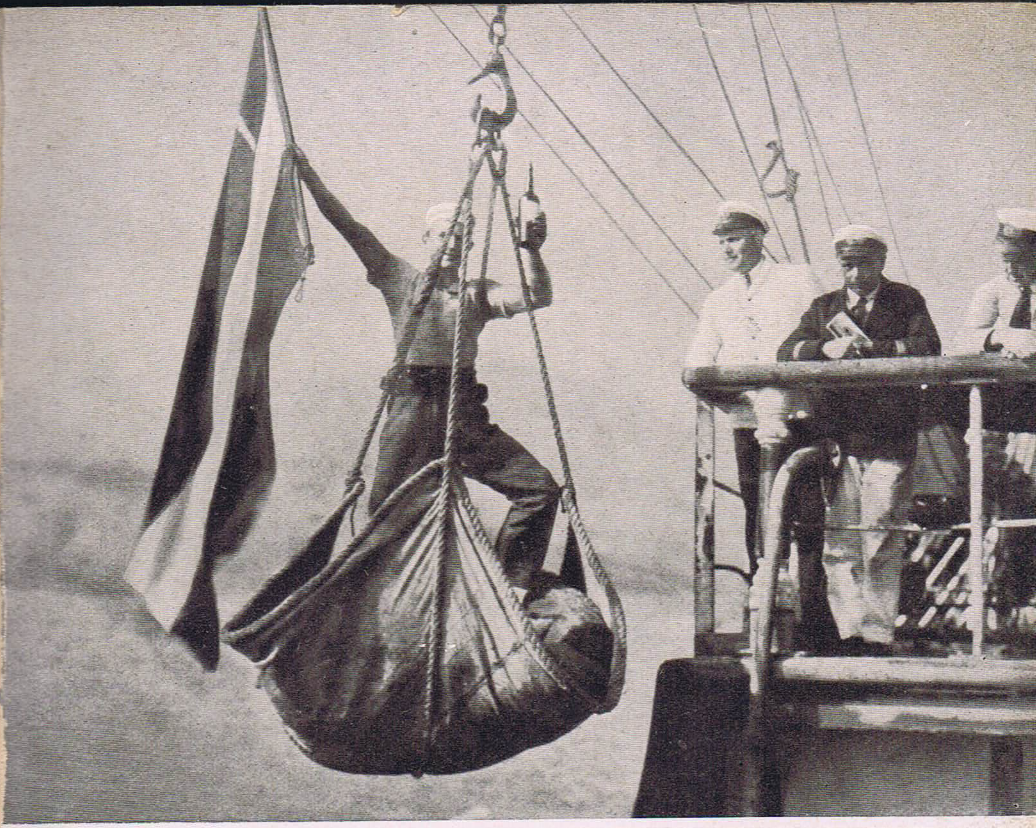
Mir war, als hätte man mich mit einem Holzhammer vor den Kopf geschlagen.

„Glauben Sie auch, daß die Geschichte vors Seeamt kommt, Herr Bußler?" wandte ich mich an den Ersten.

Der zuckte die Achseln. „Möglich."

„Und was wird dann?"

„Da können Sie unbesorgt sein", sagte er bitter. „Die Herren vom grünen Tisch werden schon einen Sündenbock herausfinden. Mir wär's beinahe selbst mal so gegangen. An der Westküste von USA. Da trieb nachts ein Floß an uns vorbei. Wissen Sie, die großen Dinger aus Baumstämmen, wie sie den Mississippi herunterkommen. Das Ding knarrte und ächzte im Seegang, und am Morgen hieß es mit einemmal, wir wären an einem Wrack vorbeigefahren. Die Schiffbrüchigen hätten laut gejammert und um Hilfe geschrien. Fünf, sechs Passagiere meldeten sich gleichzeitig, die es genau gehört haben wollten. Wenn nicht zufällig ein Heizer auf



Der letzte Hiev wird übernommen mit einer Pulle Korn



Mit Hans und Liese unterwegs



Ein kühles Bad an Deck der „San Franzisco“



Der I. Offizier Bußler und sein IV. Offizier

Freiwache an der Reling gestanden und nachher geschworen hätte, daß es wirklich und wahrhaftig ein Floß war, wäre ich glatt dran gewesen."

Die Kehle wurde mir trocken. „Und wenn ich schuldig gesprochen würde, was gibt's dann für 'ne Strafe?"

„Was weiß ich", sagte er ungeduldig, „schlimmstenfalls Patententziehung."

Wir sprachen nicht mehr weiter. Wir standen nebeneinander und starrten geradeaus in die Nacht, die schwarz und sternlos vor uns lag. Patent verloren, dachte ich, zu Ende mit der Laufbahn . . . die Plackerei all die Jahre . . . und zum Schluß Offizier ohne Patent, weniger als ein Matrose. Der Gedanke fraß sich immer weiter in mich hinein.

Im Morgengrauen wurden die Anker gelichtet, und gegen acht Uhr früh liefen wir in Bremen ein.

Als ich am Ende der Wache übers Deck zu meiner Kammer ging, trafen mich nur feindselige Blicke von den Passagieren. Und ein kleines Mädchen trat auf mich zu und fragte herzig: „Kommen Sie nun ins Gefängnis?"

In Bremen wurde der Schaden von Fachleuten festgestellt. Er betrug fünfunddreißigtausend Mark. Nach der Reparatur konnten wir die Reise wieder fortsetzen.

Es war keine gute Fahrt für mich. Der Alte vermied es, das Wort an mich zu richten. Er behandelte mich mit einer kalten Geringschätzung, die tiefer verletzte als laute Vorwürfe.

Deshalb war ich erstaunt, als er mich eines Nachts auf die Brücke holen ließ. Wir standen vor San Francisco, und das Schiff war in Nebel eingehüllt, so, als schwämmen wir durch nasse Watte.

Der Alte stand oben im Kartenhaus. Er sah versorgt aus, wie ein Bauer, der seine dürren Felder betrachtet.

„Können Sie funkpeilen?" fragte er.

„Jawohl, Herr Kapitän."

„Dann nehmen Sie mal eine Peilung."

Ich ging raus auf die Brücke und machte eine Eigenpeilung. Das Nebelhorn der „San Francisco" brüllte in kurzen Abständen. Aber aus der weißen Wand vor uns kam keine Antwort, obwohl wir auf dem großen Dampfertreck an der Westküste fuhren.

Als ich gepeilt hatte, ging ich wieder ins Kartenhaus und machte meine Eintragung. Der Kapitän kam gleich hinter mir rein. Er sah mir über die Schulter weg auf die Karte.

„Ist doch Mist, was Sie da machen", sagte er grob. „Hier sollen wir gekoppelt stehen!" und deutete mit dem Zeigefinger auf eine Stelle, die westlicher lag.

Ich sagte nichts.

„Na, los, gehen Sie schon runter und lassen Sie sich eine Fremdpeilung geben."

„Jawohl, Herr Kapitän."

Schön, dachte ich, wenn du mir nicht vertraust, kannst du dir von anderen ja nochmal dasselbe erzählen lassen.

Ich ging runter zur Funkbude und ließ mich von der nächsten Station an Land einstellen. Der neue Ort lag noch weiter östlich als der gekoppelte.

Der Kapitän wartete im Kartenhaus auf mich. Als ich Meldung gemacht hatte, brach er los: „Sind Sie denn ganz von Gott verlassen? Das muß Ihnen doch der klare Menschenverstand sagen, daß die Sache hier nicht stimmt!" Er starrte mit gerunzelten Brauen

auf die Karte. „Ihre Eigenpeilung muß falsch sein, daran liegt's. Peilen Sie nochmal!"

Ich peilte wieder.

Der neue Ort entsprach genau der ersten Eigenpeilung.

Der Kapitän sagte nichts. Er marschierte, die Hände auf dem Rücken, schnell im Kartenhaus auf und ab, seine Stiefel klappten laut auf den Decksplanken.

„Ich fahre nach der Fremdpeilung", stieß er hervor.

„Dann sitzen wir in zwei Stunden auf Dreck", sagte ich.

Er blieb stehen: „Und wenn ich auf Ihrem Peilstrahl bleibe, fahre ich glatt vorbei, und hinterher sitze ich auch auf Dreck."

Ich wußte, bei ihm hatte ich doch nichts mehr zu verlieren. „Herr Kapitän, ich schlage vor, fahren Sie erst mal nach meiner Peilung", sagte ich ruhig, „und anschließend können Sie ja Zielfahrt machen."

Er glubschte mich an wie eine gereizte Bulldogge.

„Also gut", sagte er dann, „wenn aber der Kahn nachher doch noch auf Dreck kommt, dann sollen Sie mich mal kennenlernen. Dann laß ich Sie vor dem Seeamt absaufen wie eine nasse Katze."

Er machte kurz kehrt und ging hinaus. Ich blieb allein im Kartenhaus. Draußen stand der Nebel wie eine Mauer, und auf unsere Signale kam noch immer keine Antwort. Ich hatte ein verdammt mulmiges Gefühl. Wenn es diesmal schief ging, dann war ich geliefert. Denn der Alte machte sein Versprechen wahr, das wußte ich gewiß.

Der Schweiß lief mir am Körper herunter.

Eine halbe Stunde später meldete ich: „An Kapitän: Zeit zur Zielfahrt!" Er kam herein.

„Neuer Kurs zweiundvierzig Grad, zur Zielfahrt."

„Gut, auf zweiundvierzig Grad gehen", sagte er, ohne mich anzusehen, kalt und ruhig. Dann ging er wieder.

Wenn meine Peilung stimmte, mußten wir jetzt ganz in der Nähe der Küste sein, und jeden Augenblick mußte das Lotsenboot auftauchen. Aber es kam nichts. Nur Nacht und Nebel.

Der Wachhabende steckte den Kopf zur Tür herein.

„Der Ausguck meldet voraus fünf kurze Töne!" sagte er. Er sprach leise, um das Signal nicht zu übertönen.

Ich ging zu ihm auf die Brücke. Wir lauschten beide. Die Sekunden schlichen. Da — backbord voraus ein Signal, ganz schwach, ganz fern noch.

Zehn Schritte weiter stand der Kapitän, regungslos, eine dunkle Statue im Nebel.

„Herr Kapitän, Backbord voraus der Lotse!" flüsterte ich. Meine Stimme zitterte ein bißchen, es war mein schönster Augenblick auf der „San Francisco".

„Halten Sie mich für taub?" sagte er. „Ich habe das schon lange gehört."

Ich ging ins Kartenhaus zurück. Der Alte folgte mir auf dem Fuße.

„Gehen Sie gleich runter und nehmen Sie den Lotsen wahr", sagte er. Und dann, als ich schon im Rausgehen war, beinah widerwillig: „Na, das haben Sie mal gut gemacht."

Es war das höchste Lob, das ich je aus seinem Munde vernommen habe.

Von da ab wurde er netter zu mir. Und als wir auf der Rückfahrt 120 Seemeilen vor der Küste waren, schickte er mich von der Brücke

runter. Ich durfte keine Wache mehr machen und mußte drei Tage lang Passagier spielen, um frisch zu sein, wenn etwa wieder eine Funkpeilung nötig würde.

Aber bei alledem blieb die Angst vor dem Seeamt. Bußler meinte zwar, es würde gar nicht zu einer Verhandlung kommen. Denn schließlich war niemand getötet oder verletzt worden.

Als wir in Hamburg ankamen, stürzte ich mich über die Post her. Es war keine Vorladung dabei. Und auch der Kapitän und der Erste hatten nichts erhalten.

Ich atmete auf. Aber am Abend kam Kapitän Schumacher von der Direktion an Bord. Er verschwand mit unserem Alten in der Kajüte, und als sie wieder herauskamen, sagte der Alte im Vorbeigehen zu mir:

„In drei Tagen Seeamtsverhandlung in Bremerhaven, Prien."

In dieser Nacht hatte ich Wache. Das war gut, denn ich hätte sowieso nicht geschlafen.

Um neun Uhr kam ein Wachkapitän an Bord. Es war ein alter Mann mit kahlem Kopf und eisgrauem Bart. Wir saßen zusammen in der leeren Messe, und ich bestellte einen Grog und ein paar Schinkenbrote für ihn.

Er erzählte mir, daß er früher ein Schiff geführt hätte, doppelt so groß wie unseres. Zwanzig Jahre lang. Und nun, wo er alt war, hätten sie ihn abgebaut, mit 180 Mark im Monat.

Er fragte mich, ob er ein Schinkenbrot mitnehmen dürfte für seine Frau, und als ich ja sagte, wickelte er es sorgfältig ein und schob es mit verlegenem Lächeln in seine Tasche.

Ich wandte mich ab. Das war aus ihm geworden, — aber was wird jetzt mit mir? In drei Tagen war die Verhandlung vorm

Seeamt. „Nun haben sie uns glücklich bei den Hammelbeinen", hatte Bußler vorhin gesagt, als er es hörte. —

Drei Tage später standen wir in dem langen, dunklen Korridor des alten Amtsgebäudes in Bremerhaven. Der Kapitän, der Erste, ich und ein paar Leute von der Mannschaft. Gleich nach uns kamen die Offiziere von der „Karlsruhe".

Kalte Begrüßung.

Wir standen gerade vor der großen braunen Tür zum Sitzungssaal. Die Leute von der „Karlsruhe" stellten sich ans nächste Fenster. Draußen war ein trüber Tag, und der Gang, in dem wir standen, war halbdunkel.

„Na, Prien, das Patent wird's schon nicht kosten", tröstete der Alte.

Ein hagerer Mann mit Spitzbart und Brille ging vorbei. Alle grüßten. Er dankte reserviert und verschwand im Sitzungszimmer.

„Das ist der Reichskommissar", erklärte uns der Kapitän, „so 'ne Art Staatsanwalt beim Verfahren."

Nach ihm kamen ein paar Herren mit Aktentaschen, die rot und vergnügt aussahen.

Einer nickte uns sogar lachend zu.

„Die Beisitzer", erklärte der Kapitän, „alles Leute aus Bremen und Umgebung."

„Schlecht genug für uns Hamburger", sagte Bußler trübe.

Ganz zuletzt rannte ein kleiner Herr in schwarzem Anzug ins Sitzungszimmer herein, wie ein Maulwurf ins Loch. Es war der Vorsitzende.

Gleich darauf ließ uns der Amtsdiener eintreten. Ein großer nüchterner Saal. Hinter einem Tisch der Vorsitzende mit den Beisitzern. Links davon der Kommissar, der Vertreter des Reichs.

Wir traten an den Tisch heran und gaben unsere Patente und

Musterbücher ab. „Hoffentlich sehen wir sie wieder", raunte mir Bußler zu.

Dann setzten wir uns.

Der Vorsitzende verlas den Eröffnungsbeschluß. Darauf wurde als erster der Kapitän von der „Karlsruhe" vernommen.

Er trat sehr bestimmt auf. Er erklärte, die „Karlsruhe" sei wegen der Wetterlage und Maschinenschadens vor Anker gegangen. Im übrigen hätte er alles Zweckdienliche getan: die Schiffsglocke in kurzen Abständen läuten lassen und bei unserer Annäherung das Gefahr-Signal gegeben.

Er verbeugte sich und trat ab. Er hatte einen ausgezeichneten Eindruck hinterlassen.

Dann kam unser Alter dran. Er konnte nichts aussagen. Er hatte zur Zeit der Kollision im Bett gelegen, mit hohem Fieber.

„So, so", sagte der Reichskommissar. „Hätten Sie dann nicht eigentlich einen anderen Kapitän annehmen müssen?"

„Ich konnte die Grippe nicht vorher riechen", sagte unser Alter grob.

Er trat zurück.

Die erste Runde zählte für die „Karlsruhe".

Bußler wurde aufgerufen.

Der nächste bin ich, dachte ich. Ich spürte förmlich, wie das Verhör immer näher an mich herankroch.

Sie nahmen ihn höllisch scharf heran. Warum er nicht vor Anker gegangen wäre, als das schlechte Wetter einsetzte. Er sagte, das wäre mitten in der Fahrrinne nicht möglich gewesen. Sie fragten ihn, warum er nicht auf langsamere Fahrt gegangen wäre. Er wäre auf halbe Fahrt gegangen, gab er zurück.

„Halbe Fahrt ist zu wenig", fiel der Reichskommissar ein. „Sie hätten auf langsame Fahrt gehen müssen."

Bußler schwieg.

„Was haben Sie dann getan?"

„Ich schickte den Vierten nach vorn, um die Anker klarzumachen."

„Wer ist der Vierte?"

Ich stand auf. Feststellung der Personalien.

„Sie kamen also zusammen mit Herrn Bußler auf die Brücke", fragte der Reichskommissar. Bei jedem Wort hackte er wie ein Specht mit seinem goldenen Bleistift auf die Tischplatte.

„Jawohl."

„Wann war das?"

„Kurz vor vier."

„Wieviel Minuten vor vier etwa?"

Das war die Falle! Ich fühlte es instinktiv, aber vergebens strengte ich mich an zu erraten, worauf er hinaus wollte.

„Etwa drei bis vier Minuten", sagte ich zögernd.

„Aha!" Mit einem Ruck wandte er den Kopf zu dem Lotsen hin. „Sie sagten doch vorhin, daß es stockdunkle Nacht gewesen wäre. Völlig bedeckter Himmel, Schneetreiben?"

Der Lotse nickte.

Der Reichskommissar wandte sich wieder mir zu. Seine Brillengläser funkelten.

„Nach meiner seemännischen Erfahrung hätten Sie mindestens sieben bis acht Minuten gebraucht, um Ihre Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen. Kein Wunder, wenn Sie nichts gesehen haben."

„Ich habe aber doch gesehen . . ."

Einer der Beisitzer mischte sich ein.

„Verzeihung, Herr Reichskommissar, wenn man jung ist, gewöhnen sich die Augen schneller an die Dunkelheit."

Ich schickte einen dankbaren Blick zu ihm hinüber. Der Reichskommissar machte ein Gesicht, als wenn er auf ein Pfefferkorn gebissen hätte.

„Na, schön", sagte er indigniert, „einstweilen mag das dahingestellt bleiben."

Er wandte sich wieder an Bußler. „Wann haben Sie eigentlich die ‚Karlsruhe' zuerst gesehen?"

„Der Vierte hat sie mir gemeldet."

„So, und was sahen Sie, Herr Prien?"

„Ich bemerkte ein weißes Licht, das sehr hoch brannte."

„Hmm — und nun erzählen Sie uns doch mal, wie das alles vor sich ging: Also, Sie kriegten den Befehl, Anker klarzumachen. Und was taten Sie dann?"

„Ich lief nach vorn, weckte den Zimmermann", sagte ich und überlegte mir dabei jedes Wort, „und dann gingen wir zusammen zum Gangspill."

„Sie sahen also sofort nach dem Anker?"

„Jawohl."

Triumphierendes Aufblitzen: „Und auf den naheliegenden Gedanken, zuerst mal Ausguck zu halten, sind Sie nicht gekommen?"

Ich schwieg.

In diesem Augenblick legte unser Alter los. „Was soll diese lächerliche Fragerei?" begann er. „Der Vierte hatte Befehl, Anker klarzumachen, folglich hat er zuerst nach dem Anker gesehen. Damit basta. Auf meinem Schiff haben meine Leute meine Befehle auszuführen und sonst gar nichts."

Er hatte immer lauter gesprochen. Der Vorsitzende klingelte. „Ich muß doch sehr bitten, Herr Kapitän."
Aber trotzdem hatte ich das Gefühl, daß diese Runde für uns zählte. Dann mußte Bußler die Maßnahmen schildern, die er nach dem Zusammenstoß getroffen hatte. Er tat es hübsch, ordentlich der Reihe nach, und der Kommissar pickte mit Fragen dazwischen.
Danach war die Verhandlung zu Ende, und das Seeamt zog sich zurück. Wir gingen draußen in dem halbdunklen Korridor auf und ab.
„Glauben Sie, daß es schlimm wird, Herr Kapitän?" fragte ich.
„Glücksspiel am grünen Tisch", meinte er.
Endlich wurden wir wieder hereingerufen. Das Gericht kam, und der Richter verlas stehend das Urteil. Schuldig wurde nur das Wetter gesprochen, sonst niemand.
Mir war's, als wäre ich plötzlich um viele Pfunde leichter geworden. Und als wir zusammen die Treppe heruntergingen und Bußler mich fragte, was ich jetzt anfangen wollte, sagte ich laut und siegesbewußt:
„Jetzt gehe ich auf die Schifferschule und mache mein Kapitänspatent."

6. Arbeitslos

Ende Januar 1932 bestand ich meine Prüfung als Kapitän auf großer Fahrt. Ich hatte geglaubt, damit wäre ich über den Berg, und nun ginge es automatisch weiter aufwärts. Statt dessen kam die Arbeitslosigkeit.

Gleich nach dem Händedruck des Prüfungskommissars war ich in ein Taxi gestürzt und überall herumgefahren. Bei der Hapag, bei Slomann, bei der Tankschiff-Reederei W. A. Riedemann. Überall dasselbe. Bedauerndes Achselzucken. Ein Seufzer: „Tja, die Konjunktur!" Und bestenfalls als mageren Trost das Versprechen: „Wir merken Sie vor für den Fall ..."

Trotzdem blieb ich in Hamburg, um keine Chance zu verpassen, und lebte von meinen mageren Ersparnissen. Schließlich, als sich gar keine Aussicht bot, ging ich unter die Schriftsteller. Kaufte mir hundert Blatt weißes Papier, ein altes englisch-deutsches Lexikon und fing an, die China-Klippers zu übersetzen, eins der schönsten Bücher über Segelschiffe, das es gibt.

Aber bei Seite fünfzig gingen mir die Kohlen und die Zechinen aus.

Harry Stoewer, mein alter Bootsmann von der „Hamburg", half aus, so gut er konnte. Er hatte das Lokal „Zum Davidstern" über-

nommen und sagte: „Du kannst eeten und drinken bi mi, so veel as du wullt, Käpt'n Prien betolt allens wedder, dat weet ick."
Sein Vertrauen war rührend, aber mir selbst wurde es schließlich zu viel. Und so setzte ich mich eines Abends auf die Bahn und fuhr mit einem beschleunigten Nachtzug nach Hause zu meiner Mutter.
In der grauen Frühe eines Februarmorgens kam ich in Leipzig an. Als ich die Treppe zu unserer Wohnung hinaufstieg, hatte ich Herzklopfen. Es ist nicht leicht, wenn man nach acht Jahren heimkehrt, ohne Geld und ohne Stellung wiederzukommen.
Ich klingelte. Meine Mutter öffnete.
„Junge!" sagte sie und zog mich in den halbdunklen Flur. Sie war grau geworden in der letzten Zeit.
Dann gingen wir hinein. Im Arbeitszimmer lagen überall auf Tisch und Stühlen Modelle herum, Attrappen fürs Schaufenster, Schinken und Würste aus rohem Holz.
Ich sah sie erstaunt an.
„Ach", sagte sie lächelnd, „du hast ja früher oft genug über meine Schinkenmalerei gespottet, und nun male ich wirklich Schinken."
Dann machte sie mir Frühstück, und nach dem Essen legte ich mich auf das Sofa und las die Zeitung. Zuerst den Stellenmarkt. Es war trostlos. Zwanzig Gesuche, kaum ein Angebot. Und wie ein Alpdruck begann die Vorstellung zu lasten, hier so untätig herumzuliegen, tagelang, wochenlang, vielleicht sogar Jahre.
Mit einem Ruck richtete ich mich auf. Ich hatte doch Bekannte, Schulfreunde, Söhne wohlhabender Eltern. Irgendwo mußte doch was zu machen sein, irgendeine Arbeit mußte es doch geben, wenn man gesund und kräftig war und nicht gerade auf den Kopf gefallen.

Sie konnten einen doch nicht einfach so ausschließen und bei lebendigem Leibe verfaulen lassen.
Ich sprang auf. „Tschüs, Mutter!" rief ich ins Nebenzimmer.
Und dann ging die Lauferei los, von Haus zu Haus, von Büro zu Büro. Immer wieder dasselbe! Viele waren selbst irgendwie aus der Bahn gerissen, hatten das Studium aufgegeben, ihren Beruf, den sie erlernen wollten, waren irgendwo untergekrochen und klammerten sich nun an den eroberten Platz, voller Angst, ihn zu verlieren und in die graue Flut der Arbeitslosigkeit zu versinken.
Und vielen, nur zu vielen ging's ebenso wie mir. Sie lungerten herum, rüttelten an Türen, die immer verschlossen blieben, waren verzweifelt und hofften immer wieder auf ein Wunder, das Wunder, das Arbeit hieß.
Am dritten Tage meiner Lauferei traf ich Hinkelhaus. Er hatte Jura studiert und war nicht zu Ende damit gekommen. Das Geld fehlte, aber er hatte sich nicht unterkriegen lassen und eine Rechtsberatungsstelle aufgemacht.
„Wenn du willst, kannst du als Bürovorsteher bei mir eintreten", sagte er, „allerdings, Gehalt zahlen kann ich nicht. Aber wenn dir's recht ist, machen wir Halbpart."
Ich schlug ein.
Das Büro lag in der Eisenbahnstraße. Ein kleines, kahles Zimmer mit zwei Tischen und fünf Stühlen und einem Schild an der Tür. „Ernst Hinkelhaus, Rechtsberater." Das war alles.
In den nächsten acht Tagen ging ich regelmäßig jeden Morgen hin, mit einem Stullenpaket in der Tasche, und kam abends wieder heim. Aber außer Hinkelhaus habe ich nie jemanden im Büro getroffen. Wir debattierten viel über die erbärmliche Zeit und die Unfähigkeit

einer Regierung, die ganze Teile des Volkskörpers an lebendigem Leibe verkommen ließ. Diese Debatten waren sehr anregend, aber wenn's so weiter ging, würde meine Beteiligung am Ende des Monats genau die Hälfte von Nichts betragen.

Schließlich entschloß sich Hinkelhaus, auf die Gerichte zu gehen und dort den Kundenfang zu betreiben. Ich sollte inzwischen das Büro hüten und den Innendienst wahrnehmen.

So blieb ich allein in dem kleinen, kahlen Zimmer, sah auf die graue Straße hinaus, über die Dächer nach dem Bahndamm hin, und wartete. Aber kein Kunde kam.

Acht Tage später schloß die Rechtsberatungsstelle ihre Pforten. Für immer.

Ich stand wieder draußen. Nun gab es nur noch einen Weg: den Weg zur Stempelstelle. Eines Morgens machte ich mich auf zu der alten Mietskaserne am Georgenring.

In dem grauen und schmutzigen Wartezimmer saßen schon ein paar Leute herum. Sie sahen erschöpft aus, vollkommen ausgebeutelt, so, als hätte sie die Not von innen heraus leergefressen und nichts von ihnen übriggelassen als die äußere Hülle. Jedesmal, wenn es klingelte, stand einer auf und verschwand hinter der Tür mit den Milchglasscheiben.

Endlich kam die Reihe an mich. Ich zog meinen Anzug glatt und trat ein. Ein Männchen mit schütterem grauem Haar saß hinter einer Barriere und schrieb. Er sah mich über die Gläser seiner Brille hinweg an. Mit einem müden, stumpfen Blick.

„Name? Beruf? Geburtstag?"

Seine Feder kratzte, und sein grüner Ärmelschoner fuhr langsam übers Papier.

„Und warum melden Sie sich erst jetzt?"
„Weil ich erst versucht habe, Arbeit zu kriegen."
„Na ja", sagte er und reichte mir die Stempelkarte über den Tisch hin.
„In drei Wochen erster Geldempfang in der Gellertstraße", sagte er.
„Und bis dahin?" fragte ich resigniert.
Aber er drückte schon den Klingelknopf für den nächsten.
Mitte März ging ich in die Gellertstraße. Ich war schon morgens um acht Uhr da, aber viele andere waren schon vor mir gekommen. Sie standen da, eine lange graue Schlange, die sich langsam in kleinen Rucken vorwärtsschob.
Rumbum ... dröhnte der Stempel am Schalter. Einer war abgefertigt, und es ging einen Schritt vorwärts. Rumbum — rumbum ... zwei Schritte. Sie bewegte sich rhythmisch, diese Prozession des Elends. Immer im Takt, nach dem Paukenschlag der Not.
Dann war die Reihe an mir. Wenig genug gab's. Ich strich das Geld ein und ging schnell hinaus. Die Schlange war noch länger geworden. Der Anblick all der abgestumpften, hoffnungslosen Gesichter, der dumpfe Geruch der Armut, das ewige Rumbum war erdrückend.
Ich ging auf die Straße hinaus. Nun war ich also wieder unten, ganz unten. Wozu hatte ich mich eigentlich gequält und geschunden? Die Jahre auf den Segelschiffen waren auch kein Butterlecken gewesen. Und nun, wo ich mich endlich durchgerungen hatte, wurde mir der Boden unter den Füßen weggezogen. Mit vierundzwanzig Jahren abgewrackt, verschrottet!
Warum? Jeder, den man fragte, zuckte die Achseln: „Ja, es gibt eben keine Arbeit, das sind die Verhältnisse, mein Lieber!" Ja, verflucht nochmal, waren denn die da oben, die Minister, die Partei-

bonzen, die Beamten nicht dazu da, die Verhältnisse zu ändern? Wie konnten sie ruhig schlafen, solange es noch Menschen gab, kräftig und gesund, willig zur Arbeit — gierig nach Arbeit — und nun verrottend wie faules Stroh?

Die paar elenden Pimperlinge, die sie uns hinwarfen, schützten gerade vor dem Hungertode. Sie gaben sie widerwillig her, weil sie Angst hatten vor unserer Verzweiflung, und sie wickelten uns das Lumpengeld in das Papier ihrer Zeitungen, die von schönen Redensarten und sozialem Mitgefühl trieften.

Ach ja, sie konnten schlafen, diese Herren, sie schliefen nur zu gut auf dem sanften Ruhekissen ihres Wahlspruchs: Leben und leben lassen. Aber die Wirklichkeit hatte den Flitter abgestreift von ihren Phrasen. Wir hier unten sahen das Leben so, wie es war. Und wir sahen auch sie so, wie sie waren. Leben und sterben lassen. Das war in Wahrheit ihre Devise!

Ein wütender Zorn gegen diese sanfte, verlogene Gleichgültigkeit packte mich.

In diesen Tagen wurde ich Mitglied der nationalsozialistischen Bewegung.



Beim freiwilligen Arbeitsdienst (×) auf Burg Voigtsberg im Vogtland



Als Rekrut (×) bei der Reichsmarine

7. Bei Kolonne Hundsgrün

Ich bewarb mich beim Freiwilligen Arbeitsdienst. Um sicher zu gehen, schrieb ich gleich an mehrere Lager. Alle lehnten ab. Ich sei zu alt mit vierundzwanzig Jahren. Nur Lamprecht, der Lagerführer vom Vogtsberg, wollte mich nehmen. „Wenn Sie als einfacher Freiwilliger anfangen wollen", schrieb er, „können Sie kommen."

Drei Tage später fuhr ich ab. Es war eine langweilige Fahrt hinauf ins Vogtland. In Plauen hatte ich Aufenthalt, eine halbe Stunde. Ich ging durch die kleine Stadt mit dem holprigen Kopfsteinpflaster und den weißen Fachwerkhäusern. Es war ein heißer und staubiger Tag. Die Blätter fingen schon an zu gilben. Der Sommer ging zur Neige, wir hatten Ende August.

Mir war bedrückt zumute. Wenn's wieder in See ging, war ich immer froh, aber jetzt konnte ich mich nicht freuen.

Gewiß, jede Art Leben war besser als das faule Herumsitzen, aber schließlich war ich doch Seemann mit Leib und Seele, und ein Seemann auf dem Trockenen fühlt sich verraten wie eine Ente auf dem Land.

Im Garten einer Villa saß ein Mädchen, blond und ganz in Weiß. Ich sah sie an, und bitter empfand ich, daß mich mehr von ihr trennte als das Gitter eines Vorgartens.

Es war die Eingebung eines Augenblicks: ich setzte meinen Koffer ab, ging quer über die Straße in ein Blumengeschäft, kaufte Rosen und ging geradewegs in den Vorgarten hinein, in dem das Mädchen saß.

Die schmiedeeiserne Tür klirrte, als ich sie öffnete. Das Mädchen blickte auf. Ich ging gerade über den Rasen auf sie zu, drückte ihr die Blumen in die Hand, beugte mich runter und gab ihr einen Kuß.

Ihr Mund öffnete sich vor Erstaunen, aber sie sagte nichts. Ich stand noch einen Augenblick, dann wandte ich mich um und ging wieder hinaus. Draußen griff ich meinen Koffer und ging schnell die Straße hinunter. Ich sah mich nicht um. Ich ging direkt zum Bahnhof.

Es war nur ein kurzer Aufenthalt in Plauen, eine kleine Zwischenstation.

Dann fuhr mein Zug weiter. Am Nachmittag kam ich in Ölsnitz an. Das Arbeitslager war in einer Burg untergebracht, hoch über dem Städtchen. Vorher hatte der Bau als Frauengefängnis gedient. Die Fenster waren noch vergittert, und drinnen lag Zelle neben Zelle wie in einem Bienenkorb.

Eine Ordonnanz brachte mich zum Lagerführer. Wir gingen an vielen Türen vorbei über einen eisernen Laufsteg, der unter unseren Füßen klirrte. Die Ordonnanz klopfte und riß die Tür auf. Ich stand dem Lagerführer gegenüber. Lamprecht war ein großer, schmaler Mann, mit hartem, klarem Gesicht. Er stand auf, als ich eintrat.

„Aha, Sie sind der Mann", sagte er, als ich mich vorgestellt hatte, „und Sie wollen als einfacher Freiwilliger anfangen?"

„Jawohl!"

Er streckte mir die Hand hin. „Dann begrüße ich Sie als Kamerad, Prien. Gehen Sie zum Hausmeister und lassen Sie sich einkleiden. Und sagen Sie, Sie wären zur Kolonne Hundsgrün eingeteilt."

Noch ein Händedruck, dann war ich draußen.

Ich empfing mein Zeug, alte Militärklamotten, und dann wies man mir Spind und Koje an. Wir schliefen zu siebzig in einem großen, hellen Raum, der früher der Arbeitssaal der Gefangenen gewesen war.

Ich räumte meine Sachen ein und wartete. Die Kolonnen waren noch draußen auf den Arbeitsstellen. Erst gegen fünf Uhr kamen sie zurück. Ich hörte sie schon von weitem. Sie zogen singend in den Burghof ein und kamen mit Lärm und Gebrüll die Treppen herauf.

Die ersten stutzten, als sie mich sahen, und ein kleiner ausgemergelter Bursche kam auf mich zu und fragte: „Bist du etwa der Schiffsoffizier?"

„Ja, und ...?"

„Ach, wir haben schon lange vorher gehört, daß du kommen solltest", stotterte er und zog sich hinter die anderen zurück.

Ich sah mich um. Es waren fast alles junge Burschen, von neunzehn, zwanzig Jahren, meist Teppichweber aus der großen Fabrik unten am Bahnhof. Die meisten sahen elend und ausgemergelt aus, und alle hatten etwas Scheues, Geducktes, wie's Menschen haben, die zu lange in der Angst ums tägliche Brot leben. Sie musterten mich neugierig, aber keiner fragte mehr.

Am nächsten Morgen um einhalb sechs begann der Dienst. Die Kolonnen traten auf dem Burghof an und empfingen die Tagesrationen: Brot, Butter, Wurst und Käse und eine Feldflasche mit

einer lauwarmen schwarzen Brühe, die als Kaffee ausgeschenkt wurde und die wir Negerschweiß nannten.

Nach dem Frühstück ging's raus. Mit Lastwagen oder zu Fuß, je nachdem, wie weit die Arbeitsstelle entfernt war. Wir von der Kolonne Hundsgrün mußten marschieren.

Wir zogen durch Ölsnitz und dann die Chaussee entlang das Elstertal hinauf. Kurz vor dem Dorf Hundsgrün war die Baustelle. Sie lag an einem großen Wiesenhang, der sanft zum Fluß hinabfiel. Unten im Grund klapperte eine Wassermühle, und über uns wuchs bis zum Kamm des Berges hinauf der Wald.

Unsere Aufgabe war es, den ganzen Plan zu drainieren. Ich mußte ausschachten, Grasboden stechen und einen schmalen Graben ausheben, genau anderthalb Meter tief.

Von elf bis halb zwölf war Mittagspause. Wir saßen am Waldrand auf Baumstämmen, verzehrten unser Essen und schwatzten. Dann wurde weitergearbeitet von halb zwölf bis halb drei, und dann wurde der Rückmarsch angetreten. Um halb fünf, wenn wir ankamen, gab's Mittagessen, die einzige warme Mahlzeit am Tage. Danach war man frei, wenn es dem Lagerführer nicht einfiel, eine Exerzierstunde anzusetzen.

Das ging so einen Tag wie den anderen, und ich hatte mich schon einigermaßen mit dem neuen Leben abgefunden. Nur die freien Abende und die Sonntage waren schlimm.

Von den Fenstern der Burg aus hatte man einen weiten Blick. Die Höhenrücken waren dicht bewaldet und verloren sich in der Ferne in einem bläulichen Schimmer. Es sah aus, als ob hohe, grüne Wellen von dort heranrollten und in der Bewegung erstarrt wären. Ich mußte oft an die See denken und hatte Heimweh nach ihr.

Eines Tages gab's große Aufregung: der Lagerverwalter war verschwunden. Wir liefen durch die ganze Burg, riefen und schrien, aber er gab keine Antwort. Schließlich gingen wir von Zelle zu Zelle, um ihn zu suchen. Ein kalter, modriger Geruch schlug uns jedesmal entgegen, wenn wir die Tür öffneten. Denn die meisten waren unbewohnt, sie lagen noch so, wie sie verlassen waren, damals als Burg Vogtsberg noch ein Gefängnis war.

Endlich fanden wir ihn. In einer Zelle im linken Seitenflügel. Er lag auf einer Pritsche lang ausgestreckt, einen Gasschlauch im Mund. Um ganz sicher zu gehen, daß er sterben würde, hatte er die Nasenlöcher und die Mundwinkel mit Leukoplast verklebt.

Aber das Sterben mußte ihm doch schwer gefallen sein. Seine rechte Hand griff nach dem Halse, als wollte er im letzten Augenblick den Tod zurückreißen.

Wir stießen die Fenster auf und trugen ihn hinaus. Dann wurde an einen Arzt telefoniert. Inzwischen machten wir Wiederbelebungsversuche. Es war alles umsonst, er war hinüber. Die Totenstarre war schon eingetreten.

Warum hatte er's getan? Das war die Frage.

„Er hat ja die Kasse unter sich gehabt", murmelte einer. Die Kasse wurde revidiert, sie stimmte, die Bücher auch.

Wir durchsuchten sein Spind. Ein Bündel Briefe von einem Mädchen, der oberste, drei Tage alt. „Jetzt habe ich vier Jahre gewartet", schrieb sie, „und nun kann ich nicht mehr. Du kriegst ja doch keine Arbeit, und bis wir heiraten könnten, wäre ich eine alte Frau ..."

Ja, es war immer dasselbe: Not, Elend, Verzweiflung und die Zukunft wie ein gnadenloser, grauer Himmel. Man mußte hart sein, um das ertragen zu können.

Gleich nach dem Essen wurde ich zum Lagerführer gerufen. Er stand auf dem eisernen Laufgang vor seiner Zelle. Die Kolonnenführer von Hundsgrün standen um ihn herum.

„Kamerad Prien", sagte Lamprecht, „ich ernenne Sie zum Kameradschaftsführer der Siebenten."

„Und Nestler?" fragte ich. Nestler war mein bisheriger Kameradschaftsführer.

„Nestler wird Hausverwalter", sagte er.

Ich schlug die Hacken zusammen und trat ab. Es freute mich, daß sie mich so schnell aufrücken ließen. Und doch war ein leichter Schatten über der Freude.

Am nächsten Morgen beim Frühappell wurde meine Ernennung offiziell bekanntgegeben, und dann ging's wieder an die Arbeit. Für mich hatte sich nicht viel geändert. Ich mußte weiter Grassoden stechen und Gräben ausheben wie bisher.

Das Jahr rückte vor, und unsere Arbeit draußen wurde immer schwieriger. Der Oktober kam, mit Nebeln und Regenfällen. Wir wühlten im Morast, und mehr als einmal wurden wir auf dem Heimweg von Regengüssen überrascht und kamen auf der Burg an, naß bis auf die Knochen.

Öfters wurden wir inspiziert vom Bürovorsteher des Landratsamts. Es war ein langer, dürrer Kerl, eine richtige Büroleiche. Er ging umher, raunzte über alles und spielte sich als Brötchengeber auf. Denn der Arbeitsdienst bekam einen Zuschuß aus der Kreiskasse. Wir nannten ihn den Schinderhannes.

Eines Morgens erschien er in Gesellschaft eines dicken, glatzköpfigen Herrn, der sich als Inspizient des sächsischen Innenministeriums entpuppte.

Die beiden gingen mit dem Kolonnenführer über die Wiese, blieben hier und da bei einer Gruppe stehen und machten abfällige Bemerkungen. Dabei war ich überzeugt, daß sie nichts von Drainage verstanden. Besonders der Dicke aus dem Ministerium hätte nicht eine Grassode aus dem Boden herausgebracht.

Den ganzen Morgen schon war ein feiner Sprühregen niedergegangen. Jetzt fing es richtig an. Eine Wolke schob sich über den Bergkamm, und der Regen rauschte in langen Strähnen auf uns herab.

Es galt als eine Art Gewohnheitsrecht in unserer Kolonne: solange es „nieselte", mußten wir draußen bleiben, fing's aber richtig an zu gießen, dann durften wir in die Baubude oben am Waldrand gehen.

Der Schinderhannes und der Herr vom Ministerium standen schon dort im Trocknen.

Wir sahen alle auf den Kolonnenführer hin, aber er machte keine Anstalten, uns wegtreten zu lassen. Die Männer fingen an zu murren. Ich warf meinen Spaten ins Gras und ging zu ihm hinüber.

„Sag mal, wie lange willst du uns eigentlich noch hier draußen im Regen schuften lassen?"

Er zuckte die Achseln: „Mensch, ist doch Inspektion."

„Na, wenn du keinen Mumm hast, tritt doch aus und laß dich vertreten."

„Willst du?" fragte er.

„Jawoll, selbstverständlich."

„Dann übergebe ich dir hiermit die Führung der Kolonne", sagte er. Dabei sah er ordentlich erleichtert aus. Ich wartete gerade so lange,

bis er im Walde verschwunden war. Dann pfiff ich ab. Die Männer rannten zur Bauhütte hinauf. Ich ging langsam hinterher. Der Schinderhannes fiel gleich über mich her, als ich eintrat.

„Was soll das heißen?" fauchte er. „Wieso lassen Sie die Leute wegtreten?"

„Weil's regnet!" sagte ich.

Er schnappte einen Augenblick nach Luft. Dann mischte sich der Dicke vom Ministerium ein.

„Wo ist Ihr Kolonnenführer?"

„Eierlegen!" sagte ich.

Er sah erstaunt aus. Schließlich sagte er: „Lassen Sie die Leute sofort weiterarbeiten."

„Ich denke nicht daran."

„Ich gebe Ihnen den dienstlichen Befehl."

„Meine Befehle kriege ich von meinem Lagerführer."

„Das werden wir ja sehen", sagte der Schinderhannes giftig. „Wie heißen Sie überhaupt?"

„Kameradschaftsführer Prien."

Er zog ein Notizbuch heraus und schrieb sich den Namen auf. „So", sagte er, „wollen Sie jetzt die Leute weiterarbeiten lassen?"

„Ich habe schon mal nein gesagt."

„Und warum nicht?" fragte der Dicke wieder.

„Ich bin verantwortlich für die Gesundheit meiner Männer."

„So", sagte der Schinderhannes, „das genügt mir. Bitte, kommen Sie, Herr Ministerialamtmann, das hat hier keinen Zweck mehr."

Sie gingen hinaus in den Regen, über die Wiese hinunter zur Chaussee. Sie gingen nebeneinander her, der kleine Dicke und der

lange Dünne. Unten auf der Chaussee wartete der Dienstwagen des Landrats. Sie stiegen ein und fuhren davon.

Als wir vom Dienst zurückkamen, wurde ich zum Lagerführer gerufen. Der Dicke vom Ministerium und der Schinderhannes saßen bei Lamprecht in der Zelle. Sie saßen da mit schadenfrohen Gesichtern, wie Musterknaben, die einen verpetzt haben und nun auf die Bestrafung des Sünders warteten.

„Erzählen Sie mal, was in Hundsgrün los war, Kamerad Prien", sagte Lamprecht streng.

Ich berichtete kurz.

„Stimmt das, meine Herren?" fragte Lamprecht. Die beiden nickten.

„Da Ihr alter Kolonnenführer Montag gehen will, ernenne ich Sie hiermit zum Kolonnenführer, Kamerad Prien", sagte Lamprecht. „Ich billige Ihr Verhalten in jedem Punkt."

„Das ist doch ...", keuchte der Ministerialbeamte. Er stand auf, auch der Schinderhannes erhob sich.

„Das werden Sie bereuen, Herr Lamprecht", sagte er beim Hinausgehen. Aber es erfolgte gar nichts.

Vier Wochen später ging Lamprecht in Urlaub und ernannte mich zum stellvertretenden Lagerführer an seiner Statt.

Mein Aufrücken zum Kolonnenführer hatte das Lager verhältnismäßig ruhig aufgenommen. Jetzt aber waren sie wütend. Ich sah es deutlich an ihren Mienen. Besonders die Alten, die zum Teil schon zwei Jahre beim Freiwilligen Arbeitsdienst abgerissen hatten, fühlten sich übergangen. Zwar sagte keiner etwas, aber sie verkehrten nur in einem verschnupften Ton mit mir, den sie wohl für streng dienstlich hielten.

Ich hatte zuviel zu tun, um mich um ihre Gefühle zu kümmern.

Morgens erledigte ich alles Schriftliche, und dann raste ich den ganzen Tag auf dem Motorrad von einer Baustelle zur anderen und sah nach dem Rechten.

Eines Abends telefonierte ein Müller an. Das Gespräch kam aus Hundsgrün, aus der Mühle im Talgrund. Ein Schinken war bei ihm gestohlen worden. Wahrscheinlich kam ein Mann von der Kolonne Hundsgrün als Täter in Frage.

„Wann ist der Diebstahl entdeckt worden?"

„Vor drei Tagen."

Ich versprach strenge Untersuchung und hing ab. Verdammte Schweinerei! Wenn's schon drei Tage her war, war der Schinken wahrscheinlich ratzekahl aufgefressen, höchstens den Knochen konnte man noch finden. Ein Appell hatte unter diesen Umständen keinen Zweck.

Abends, nachdem „Schlafengehen" ausgetrommelt war, ließ ich alle nochmal antreten. Spindrevision. Mit einer Taschenlampe ging ich von Schrank zu Schrank, von Bett zu Bett. Unter dem Strohsack eines Dresdener Jungen wurde der Schinken gefunden. Noch völlig unversehrt, nicht eine Scheibe war abgeschnitten.

Ich befahl Kolonnen- und Kameradschaftsführer des Täters auf mein Zimmer. Dann ließ ich ihn selber kommen. Es war ein kleiner blasser Junge mit dünnen, abstehenden Henkelohren, ein armseliges Kerlchen. In seinen schwarzen Augen lag die Angst eines geprügelten Hundes.

„Hast du den Schinken in der Mühle gestohlen?"

Lange Pause. Dann fast unhörbar: „Jawohl."

„Und warum?"

Er schwieg.

Ich trat dicht vor ihn hin: „Und warum hast du gestohlen?"
Er fing an zu heulen. Er heulte lautlos, nur sein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse, und Tränen liefen ihm herunter, aber er sagte nichts.
„Willst du nicht reden?"
Ein paar Anläufe, die im Schluchzen erstickten. Dann wieder Schweigen.
Ich sah, es war nichts aus ihm herauszubekommen. „Also gut", sagte ich, „der Schinken bleibt hier, und du kommst morgen weg aus dem Lager. In aller Frühe, verstanden? Du brauchst nicht mehr anzutreten."
Er schlug die Hacken zusammen, die Finger an der Hosennaht, dabei liefen ihm die Tränen immer weiter übers Gesicht.
„Dem hätte ich's am wenigsten zugetraut von allen", sagte der Kolonnenführer, als der Delinquent raus war.
Dann gingen auch die beiden. Ich blieb allein.
Ich legte mich auf die Pritsche, die Arme hinter dem Kopf und dachte über den Fall nach. Eine blöde Geschichte! Zu dumm, daß das gerade unter meinem Regime passieren mußte.
Es klopfte.
„Herein!"
Auf der Schwelle stand Manthey. Im flackernden Schein der Kerze sah sein Gesicht hart, beinahe böse aus.
„Ich wollte dich einen Augenblick sprechen, Kamerad Prien." Ich richtete mich auf.
„Bitte."
„Ich komme wegen des Kameraden, der den Schinken gestohlen hat", sagte er.

„Und was geht das dich an?" fragte ich. „Warum kommt er nicht selber?"

„Er heult", sagte Manthey kurz. Manthey war älter als die meisten hier, schon dreiundzwanzig. Ein Kumpel aus dem Ruhrbergbau.

Sehr radikal, aber der beste Arbeiter, den wir hatten, und immer ein guter Kamerad.

„Er hat uns erzählt, daß du ihn entlassen hast", fuhr er fort. „Ich wollte dich bitten, laß ihn bleiben."

„Das geht nicht, der Junge hat gestohlen."

„Er hat den Schinken geklaut", entgegnete Manthey heftig, „weil er Geld braucht, weil seine Mutter krank ist und weil er ihr Geld schicken wollte, darum."

„Und das glaubst du?"

„Ja, das glaube ich", sagte er mit Nachdruck.

Wenn ich ehrlich sein wollte, ich glaubte es auch. Dieser arme, heulende Junge da vorhin, das war kein gemeiner Dieb. So viel Menschenkenntnis hatte ich auch. Und daß Manthey sich für ihn einsetzte, war ein gutes Zeichen. Aber Disziplin mußte sein. Ich konnte ihn nicht begnadigen, so gern ich's getan hätte, schon um Mantheys willen.

„Sieh mal, Kamerad Manthey" — ich sprach so freundschaftlich wie möglich — „das mußt du doch einsehen. Wenn ich die Sache jetzt durchgehen lasse, dann kann nachher jeder Schweinehund kommen und sagen: ‚damals, als der Schinken gestohlen wurde, da hast du ein Auge zugedrückt. Warum nicht bei mir?' Und wohin sollen wir dann kommen. Nein, nein, der Junge muß seine Strafe haben. Und außerdem: denk doch mal an, was das für einen Eindruck

macht, wenn die draußen sagen, im Freiwilligen Arbeitsdienst treibt sich Diebsgesindel rum ..."

„Was das draußen für einen Eindruck macht, ist mir scheißegal", sagte er grob, „aber daran, was es für einen Eindruck auf den Jungen macht, denkst du wohl gar nicht. Wenn der arme Hund jetzt nach Hause kommt, Mutter krank, Vater arbeitslos, und dann heißt's entlassen, weil er gestohlen hat. So was bleibt nicht in den Kleidern hängen, sag ich dir.

Ich stand auf. Wir waren gleich groß und sahen uns gerade in die Augen.

„Nun ist's aber genug", sagte ich. „Es bleibt dabei, was ich gesagt habe, und damit basta. Geh jetzt schlafen!"

Er stand noch einen Augenblick mit zusammengepreßten Lippen da, dann machte er kurz kehrt und ging.

Ich war wieder allein.

Zum erstenmal hatte ich den Gegensatz in seiner vollen Schärfe empfunden: hier das Schicksal des einzelnen, dort das Wohl der Gemeinschaft. Ich hatte mich für die Gemeinschaft entschieden, und ich wußte, daß ich immer wieder so handeln würde, so schwer es auch manchmal war.

Am nächsten Morgen beim Appell fehlte der Dresdener. Ich hatte dafür gesorgt, daß er die Burg noch vor dem Antreten verließ. Es fiel mir auf, wie schlapp und verdrossen die Kolonnen dastanden, aber ich sagte nichts. Sie würden schon wieder zurechtkommen, dachte ich. Ich hatte noch keine Erfahrung in der Führung von Menschen und wußte nicht, daß man Aufsässigkeit im Keime ersticken muß, wenn sie einem nicht über den Kopf wachsen soll.

Abends, als die Kolonnen vom Dienst zurückkamen, gab's warmes

Essen im Speisesaal wie immer. Ich ging hinein, als schon alle bei Tisch saßen.

„Mahlzeit", sagte ich.

Keiner erwiderte.

Die Unterhaltung am Tisch war gedämpft und doch aufgeregt. Sie steckten die Köpfe zusammen und tuschelten, dann lachten sie laut.

Mit einemmal sagte eine grobe Stimme ganz unten am Tisch: „Dem werden wir den Schinken schon versalzen."

Ich hob den Kopf und blickte nach dem Sprecher hin. Es war von meinem Platz nicht auszumachen, wer es gewesen war. „Nach dem Essen antreten im Schulungsraum", sagte ich laut.

Im Moment waren alle still, dann ging das Tuscheln verstärkt weiter.

Ich begriff, jetzt ging's ums Ganze. Wenn ich jetzt nachgab, kriegten sie mich unter die Füße. Dann war's vorbei mit der Disziplin im Lager. Ich durfte Lamprecht nicht so enttäuschen.

Eine halbe Stunde später saßen alle in dem großen, kahlen Raum, der uns als Versammlungsraum diente. Es war November, draußen war es schon dunkel. Im flackernden Schein der Kerzen bewegten sich die Schatten der Köpfe auf der weißen Wand hin und her.

Ich trat vor sie hin. „Kameraden", sagte ich, „ihr wißt alle, was sich gestern hier ereignet hat. Ich habe einen aus unserer Mitte entfernen müssen, weil er gestohlen hat. Ich weiß, daß manche von euch die Strafe zu hart finden. Aber ich mußte scharf durchgreifen in unser aller Interesse."

Ein Murmeln auf den hinteren Bänken, das immer stärker anschwoll. Ich hielt einen Augenblick inne. Sie sprachen weiter. Da

brüllte ich, so laut ich konnte: „Wem's hier nicht paßt, der kann gehen, aber sofort!"
Ein Schurren von Füßen, ein Rücken. Einer stand auf, noch einer — und dann gingen sie hinaus, dreißig Mann. Manthey war unter den ersten.
Ich übergab das Kommando im Saal einem Kolonnenführer und ging hinter den dreißig her.
„Antreten im Hof!" befahl ich. Sie gehorchten widerwillig.
„In einer halben Stunde habt ihr eure Sachen abgegeben und sämtlich die Burg verlassen. Ihr gehört nicht mehr zu uns. Wer sich nach dieser Zeit noch hier aufhält, begeht Hausfriedensbruch. Wegtreten!"
Dann ging ich in den Saal und gab's den anderen bekannt. Sie nahmen es schweigend auf. Keiner wagte eine Bemerkung zu machen. Ich ging wieder in meine Zelle. Mir war erbärmlich zumute. Es tat mir leid um die Männer, die gingen, und um das Ende einer Kameradschaft.
Schade um diesen Knacks, aber ich hatte mich durchgesetzt, und der Dienst ging weiter.
Ein paar Tage danach bekam ich Nachricht, daß die Kriegsmarine frühere Handelsschiffsoffiziere einstellte zur Ergänzung des Offiziernachwuchses. Das Verlangen nach der See war die ganze Zeit über lebendig in mir gewesen; jetzt packte es mich übermächtig. Auf die Anfrage, ob ich mitmachen wollte, antwortete ich mit „ja".
So kam es, daß ich im Januar 1933 in Stralsund bei der Kriegsmarine eintrat. Ich fing wieder einmal ganz von unten an, als Matrose.

8. Start unter Wasser

Für einen Mann, der Soldat wird, beginnt ein neues Leben. Die persönliche Freiheit wird auf ein Mindestmaß zusammengepreßt. An ihre Stelle tritt der Befehl, die harte Gesetzmäßigkeit des Dienstes in Waffen. Der Soldat ist immer im Dienst. Und alle anderen Ereignisse treten hinter dem Leben im Dienst zurück. Es gilt der alte Satz:

„Wer auf der Preußen Fahne schwört,
Hat nichts mehr, das ihm selbst gehört."

In diesem Geiste erfolgte meine militärische Ausbildung bis zum Offizier. Der Dienst und die großen politischen Ereignisse überschatteten alles. Nach dem Ablauf der normalen Ausbildung wurde ich nach Kiel zur U-Boot-Schule kommandiert.

In den ersten Wochen des Kursus wurden wir mit Theorie bis zur Halskrause vollgestopft.

Endlich, Ende Februar, kam die Praxis. Der Tag, an dem wir zum erstenmal mit dem U-Boot in See gingen.

Ich kann mich noch deutlich daran erinnern. Es war ein windiger, kühler Tag. Wir fuhren durch die Kieler Förde, die ganze U-Boot-Flottille in Kiellinie. Auf jedem Boot ein paar Offizierschüler. Ich fuhr mit U 3.



Als Fähnrich z. S. beim Unterricht auf dem Kreuzer „Königsberg"



Flakbedienung in Ruhe





In luftiger Höhe auf der Signalrah

„Großreinemachen"

Als wir in die Nähe des Tauchplatzes kamen, kletterten wir durchs Turmluk in die Zentrale hinunter. Trotz aller Theorie sahen wir uns zunächst hilflos in dem engen Raum um. Grelles, weißes Licht spiegelte sich in Glas, Nickel und Messing. Ein Gewirr von elektrischen Drähten, Preßluftleitungen und Handrädern. In der Mitte der Sehrohrschacht, daneben der große Mutterkompaß.

Das Geräusch der Dieselmotoren, das oben vom Rauschen der Wellen gedämpft wurde, war hier so laut, daß man sein eigenes Wort nicht verstand. Alles zitterte unter ihren Stößen. Dazu ein durchdringender Geruch von Stahl und Öl.

Der Leitende Ingenieur, der L. I. des Boots, empfing uns. Kurze Vorstellung.

Mit einem kleinen, schlauen Seitenblick musterte er uns und begann seine Instruktion: „Vergessen Sie nie, meine Herren, sich abzumelden, wenn Sie bei tauchklarem Boot nochmal an Oberdeck wollen. Sonst geht's Ihnen wie dem sagenhaften Leutnant Müller. Dem ist das Boot unter den Füßen weggesackt, und wenn er nicht eine Luftblase in der Hose gehabt hätte, wäre er abgesoffen wie eine nasse Ratte."

Kurzes Kommando vom Turm: „Auf Tauchstationen!" Von den Stationen tönte es zurück:

„Vorschiff ist auf Tauchstation. Achterschiff und Zentrale sind auf Tauchstationen!"

Dann begann die Tauchübung. Der Auspuff und die Ventile wurden geschlossen, und mit einem dumpfen Knall, metallisch nachklingend, fiel der Lukendeckel zu.

„Vergessen Sie niemals, die Ventile zu schließen", erklärte der L. I. mit gedämpfter Stimme weiter, „sonst geht's Ihnen wie dem alten

U 3 in der Heikendorfer Bucht. Die fuhren damals auch mit Offizierschülern und hatten vergessen, das Zuluftventil zuzumachen. Das Wasser strömte rein und floß auf die Akkumulatorenzellen. Kurzschluß. Gase. Der Kommandant und zwei Mann sind im Turm erstickt, und beinah wären sie alle umgekommen. Wär' schade gewesen. Waren große Leute drunter, Weddigen und Fürbringer."

Ein helles Sirren unterbrach seine Worte. Die elektrischen Maschinen nahmen die Arbeit auf.

Die Handräder surrten, und der Lüfter begann zu röhren. Unterdruckprobe. Es war, als wenn einem Wasser in die Ohren schösse. Der L. I. meldete: „20 Millibar Unterdruck."

Dann Stille. Nur das summende Singen der Maschinen ging weiter. Man hörte deutlich, wie der Seitenrudergänger sein Ruder legte. Nach zwei Minuten neue Meldung des L. I.: „Unterdruck steht." Und vom Turm herab als Antwort der Befehl:

„Klar bei Entlüftungen!"

„Ist klar bei Entlüftungen."

„Fluten!"

Vier Mann gingen in die Kniebeuge und rissen die Entlüftungshebel herab. Ein zischendes Fauchen, die Luft entwich, und gurgelnd rauschte das Wasser in die Zellen.

Langsam neigte sich das Boot erst nach vorn, dann nach achtern. Ein Gefühl des Schwebens, wie in einem Luftballon. Endlich wurde es in der Horizontalen ausgewogen. Es war totenstill. Niemand sagte ein Wort. Niemand durfte sich bewegen. Nur der L. I. gab halblaut seine Befehle an die Tiefenrudergänger.

Dann wurde sausend wie ein Fahrstuhl das Sehrohr ausgefahren. Der Kommandant rief uns einzeln hinauf in den Turm. Zum

erstenmal sah ich die Welt durchs Sehrohr. Der Horizont schrumpfte zusammen auf ein schmales Stück Himmel und Wasser, und immer wieder wurde das Bild von einer grünen Welle überspült.

Danach mußten wir nacheinander die Tiefenruder bedienen, große Handräder, die man wie Kaffeemühlen drehte.

Nach einer längeren Tauchfahrt Befehl vom Kommandanten: „An alle Stellen: Boot geht auf Grund. Grund ansteuern, Wassertiefe einundzwanzig Meter."

Der L. I. meldete: „sechzehn Meter ... achtzehn Meter ... zwanzig. Beide Maschinen stopp."

Ein leichter Stoß, der zitternd durch das ganze Boot lief. Dann lagen wir still auf dem Meeresgrund.

„Zweiundzwanzig Meter Tauchtiefe, zwei Tonnen Untertrieb", meldete der L. I. Um halb eins gab's Essen. Vorn im Bugraum war aufgebackt. Es gab Suppe, ein Rumpsteak und Obst für Offiziere und Mannschaften. Alles gut und reichlich, nur der Raum war ein bißchen eng, er erinnerte an einen Tunnel. Manchmal zeigte ein leises Glucksen von draußen, daß wir zweiundzwanzig Meter tief auf dem Grund der Kieler Bucht lagen. Von achtern ein Geräusch, als wenn jemand eine Handpumpe bediente.

„Was ist denn das?" fragte Schreiber, einer von den Offiziersschülern.

Der Kommandant schwieg, aber die Nummer Eins grinste. „Da ist ein Mann beschäftigt, sein Essen nach außenbords zu befördern", erklärte er bereitwillig. „W. C. mit Handbetrieb. Anstrengendes Geschäft bei zweiundzwanzig Meter Tauchtiefe."

Sein rundes Gesicht strahlte vor Vergnügen. Er hatte ein Thema gefunden, das ihn sobald nicht wieder losließ.

„Aber das ist noch gar nichts", fuhr er eifrig fort. „Nun stellen Sie sich mal den Kriegsfall vor. Da heißt es die Hinterbacken zusammenkneifen, Herr Leutnant, und aushalten fürs Vaterland! Denn die ‚Dukatenrollen' des Seemanns steigen empor, und können die Lage des Bootes verraten. Mit hat ein alter U-Bootmann vom Weltkrieg so'n Ding erzählt. Die lagen sechsunddreißig Stunden auf Grund ..."

„Bei einigem Scharfsinn können Sie vielleicht ein anderes Tischgespräch finden", sagte der Kommandant.

Zwei Stunden lang blieben wir unten. Dann ging das Exerzieren weiter. Wir stiegen. Zuerst auf Sehrohrtiefe, und schließlich tauchten wir wieder auf. Ein bißchen müde von der schweren Luft, die gesättigt war von Kohlensäure, ein bißchen benommen von dem ranzigen Gestank des Treiböls. Seither habe ich viele Fahrten unter Wasser gemacht, und der Aufenthalt im Boot ist mir etwas Alltägliches geworden, längst gewohnt und vertraut. Aber die Erinnerung an die erste Fahrt bleibt. Denn man sieht Dinge und Menschen immer am deutlichsten beim erstenmal oder beim Scheiden.

Nach Beendigung des Kursus wurde ich als Erster Wachoffizier auf U 26 kommandiert. Kommandant war Kapitänleutnant Hartmann.

„Scharf wie ein Rasiermesser", sagte ein älterer Kamerad, „aber lernen kann man viel bei ihm."

U 26 lag noch bei der Deschimag in Bremen.

Auf der Reise dorthin machte ich in Hamburg Zwischenstation und fuhr nach St. Pauli hinunter. Ich wollte Harry Stoewer besuchen, Harry, den alten Bootsmann von der „Hamburg", jetzt Wirt vom „Davidstern", der mir damals in meiner Arbeitslosenzeit geholfen hatte, mit gepumptem Essen und freiem Bier.

Es war am Spätnachmittag. Der „Davidstern" war ganz leer. Ein kunstblondes Mädchen räkelte sich hinter der Theke.

„Zwei große Helle und den Wirt", bestellte ich. Sie sah mich erstaunt an, verschwand und kam mit einem kleinen, dicken Kerl wieder, der sich im Gehen den Hosenbund zuschnallte. Es war nicht Harry Stoewer.

„Sie wünschen, bitte", fragte der Mann mit knapper Verbeugung.

„Ich wollte Harry Stoewer sprechen."

„Ach so", seine Stimme klang enttäuscht. „Stoewer ist tot, schon seit zwei Jahren."

„Ach ..."

Er wandte sich zum Gehen.

„Wie ist denn das gekommen?"

„Er hat sich aufgehängt", sagte der Wirt.

„Aufgehängt? Warum denn?" Ich deutete auf das zweite Helle, der Wirt nickte und setzte sich.

„Tja, wissen Sie, der olle Stoewer war eben kein Geschäftsmann. Der hat jedem Janmaat gepumpt auf seine treuen blauen Augen hin. Und zuletzt hatte er selbst kaum mehr etwas zu beißen. So'n Geschäft will eben gelernt sein. Da denken die Leute, hinter der Theke stehen und ein bißchen Bier einschenken, das ist alles, oha, oha ..."

Ich dankte und ging.

Während des ganzen Weges zum Bahnhof mußte ich an Harry Stoewer denken.

Warum, fragte ich mich, hatte er sich nicht an uns gewandt? Er hatte so vielen geholfen, und als er selbst in Not war, hatte er sich einfach still davongemacht. Zu stolz, irgend jemandem lästig zu fallen,

und zu gutherzig, um sich in dieser Welt der Krämer und Profitjäger zu behaupten.

Mit dem nächsten Zug fuhr ich weiter. In Bremen ging ich gleich zur Werft hinaus. Das Boot lag unten an der Kaimauer an einem Ponton festgemacht. Von der Höhe des Kais herab sah es winzig klein aus.

Ich kletterte herunter und meldete mich beim Kommandanten. Er empfing mich in seiner Kammer. Ein untersetzter, drahtiger Mann mit einem harten, scharfgeschnittenen Gesicht.

„Leutnant zur See Prien meldet sich gehorsamst auf U 26 kommandiert." Er stand auf und gab mir die Hand.

„Na, da sind Sie ja. Ich habe Sie schon erwartet. Aber im Augenblick ist hier gar nichts für Sie zu tun. Haben Sie nicht noch ein Urlaubsgesuch laufen?"

Ich erfaßte die Situation sofort. „Jawohl, Herr Kapitänleutnant", schmetterte ich.

„Also, dann fahren Sie los, zunächst mal eine Woche." Ich dankte und zog beglückt ab.

Es war, als liefe mir in diesen Tagen die Vergangenheit nach. Auf der Heimreise traf ich einen Fähnrich. Wir kamen ins Gespräch und er zeigte mir ein Gruppenbild von einem Silvesterball.

Unter den vielen Unbekannten ein bekanntes Gesicht. Das blonde Mädchen aus dem Garten in Plauen, der ich den Kuß und die Rosen gab. Es war lange her, aber unvergessen.

Ich ließ mir von dem Fähnrich die Adresse geben und schrieb an sie.

Die Antwort kam bald.

Sie dankte für meinen Brief, und sie hätte ihn sehr spaßig gefunden.

Aber in Plauen wäre sie nie gewesen. Trotzdem wurde sie ein halbes Jahr später meine Frau. Und ich habe die Verwechslung nie bereut. —

Der Urlaub war nur kurz. Nach drei Tagen schon wurde ich telegrafisch zurückbeordert.

„Es geht ab nach Spanien", sagte der Kommandant, als er mich wiedersah. „Zur Wahrnehmung der deutschen Interessen." Er strahlte übers ganze Gesicht.

In aller Eile wurde das Boot kriegsmäßig klargemacht. Proviant, Brennstoff und Munition verladen, und schon am nächsten Tage ging's in See.

Wir glaubten alle, die Spannungen würden sich schon damals entladen. Aber es war nur ein Gewitter, das dicht an uns vorüberzog und einschlug in einem anderen Land. —

Im Kanal war ein Prüfungstauchen angesetzt. Ich war gerade in der Zentrale. Nacheinander meldeten die Stationen tauchklar, auch die Torpedowaffe.

Dann kam das Kommando: „Fluten!"

Mit einemmal ein Schrei aus dem Bugraum:

„Der Aal, der Aal!"

Ich rannte nach vorn. Ein Torpedo war zurückgeglitten aus dem Rohr und hing in den Bugraum hinein. Vier Mann stemmten sich dagegen, keuchend vor Anstrengung.

Es war zu sehen, daß die nicht mehr lange aushalten konnten. Schritt um Schritt drückte sie die Last des Aals zurück. Und wenn das Boot noch ein paar Grad mehr achterlastig wurde, dann fiel das Geschoß in den Bugraum, zerquetschte die Männer und riß wahrscheinlich das ganze Boot in Fetzen.

Ein paar Sprünge nach achtern. „Der Aal fällt zurück", brüllte ich dem L. I. zu.

Looschen verstand sofort. Die beiden Handräder des Tiefenruders begannen zu surren.

Ich rannte wieder vor und stemmte mich mit gegen den Torpedo. Langsam schwang das Boot in die Horizontale ein, und ebenso langsam, Zentimeter für Zentimeter, glitt der Aal zurück. Bis sich endlich der Verschluß mit metallischem Klicken hinter ihm schloß.

„Wie war das möglich?" fuhr ich auf den Mechanikermaat los. Der Mann stand vor mir, schweißtriefend, zitternd am ganzen Körper, die Adern auf seiner Stirn waren dick geschwollen.

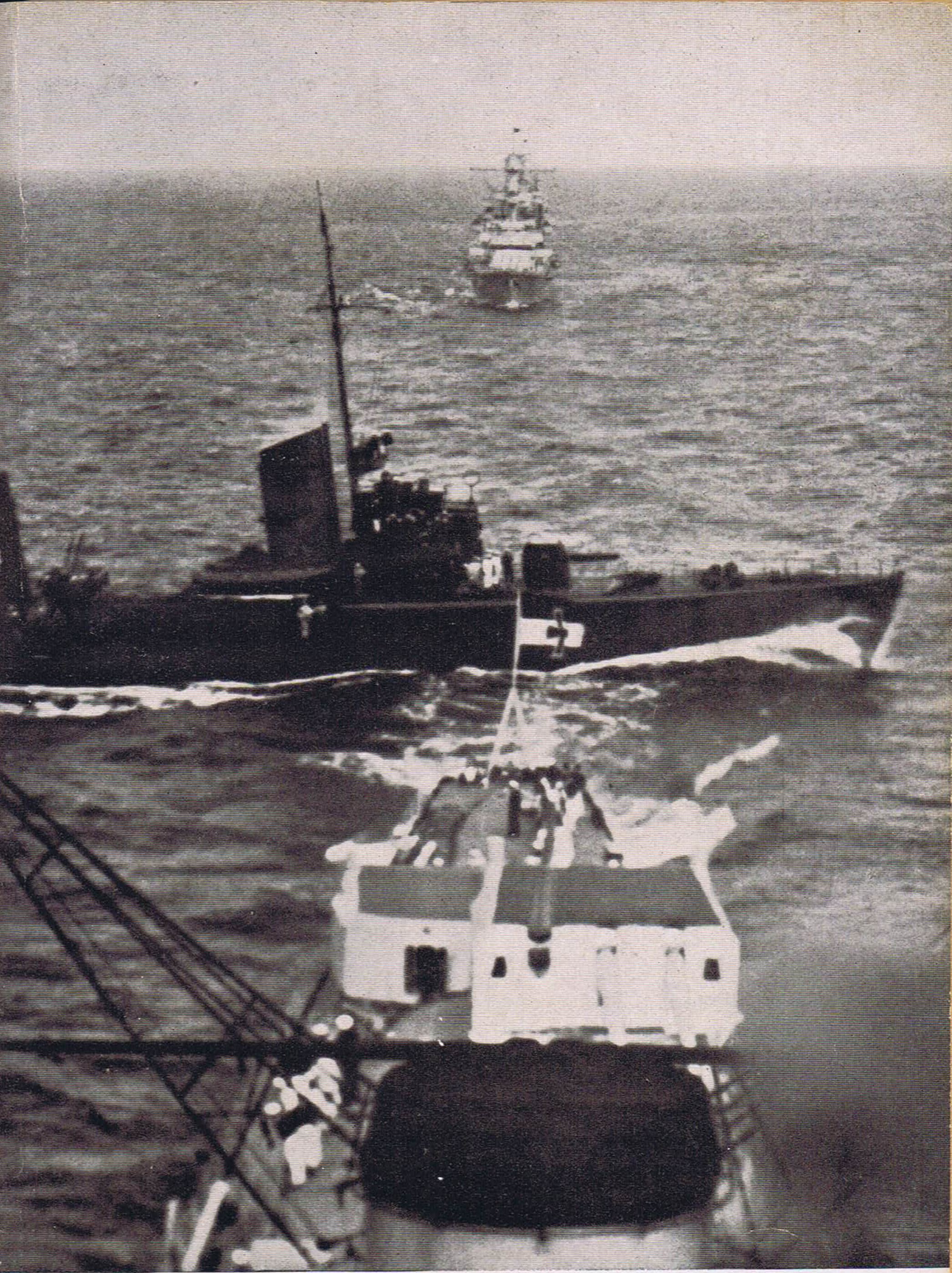
„Ich weiß nicht", japste er atemlos. „Ich habe den Aal noch behandelt und die Maschine durchgedreht, und dann muß wohl ein Bolzen geklemmt haben."

„Sie haben also zu früh ‚Tauchklar' gemeldet?" sagte ich.

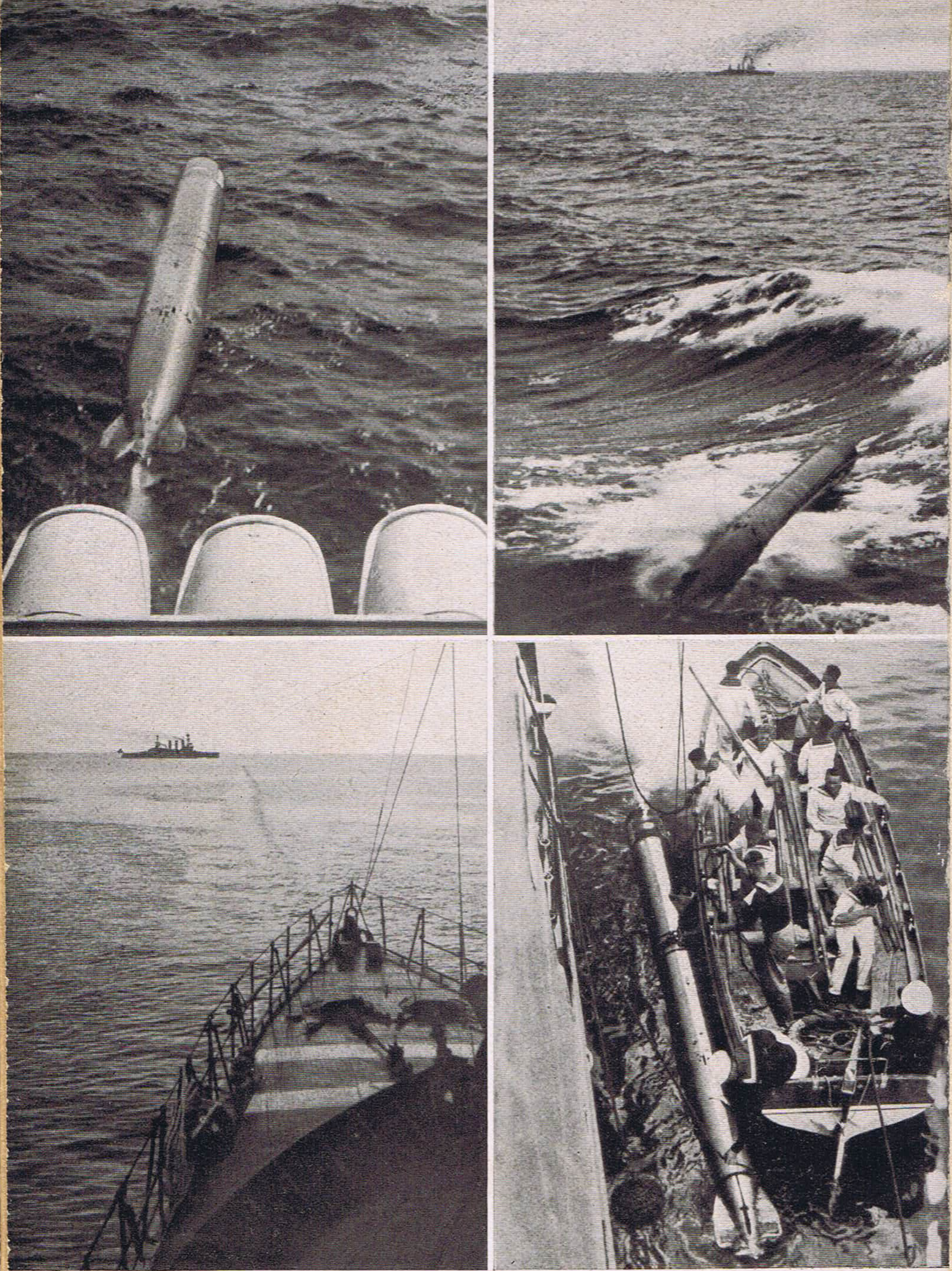
Er preßte die Lippen zusammen. „Jawohl", sagte er halblaut.

Als ich dem Kommandanten Meldung machte, ließ er den Schuldigen kommen und brüllte ihn an, daß die Vorhänge wackelten. Aber gleich darauf beim Frühstück in der Messe meinte er ruhig und scheinbar gänzlich unbeteiligt: „Na ja, wäre eben ein Betriebsunfall gewesen, und ein U-Boot ist nun mal keine Altersversicherung."

Es war eine Reise voller Zwischenfälle. In der Biscaya gerieten wir in einen Sturm, den schwersten, den ich je auf einem U-Boot erlebt habe. Als ich um acht Glasen auf die Brücke kam, unbeholfen wie ein wandelnder Kleiderschrank in dem schweren Ölzeug, war der Himmel schiefergrau und das Meer tiefschwarz wie kochende Tinte. Das Boot rollte donnernd und zischend durch die Dünung, und



Torpedobootsdurchbruch



Ein Übungstorpedo wird abgeschossen, trifft sein Ziel und wird wieder an Bord genommen

Regen peitschte unsere Gesichter. Von Zeit zu Zeit kam eine Welle über und tauchte uns bis an den Bauch ins Wasser.

„Es regnet bei der Überfahrt
Und in Frankreich noch viel mehr"

summte der Kommandant.

Aber es war erst der Anfang. Immer mächtiger reckten sich die Seen vor uns, dunkel, ohne Gischt, aber von zitternden weißen Schaumbändern durchzogen. Und dann schlugen sie mit der Wucht von Katarakten auf uns herab.

Die Doppelgläser wurden nach unten gegeben, und die Anschnallgurte kamen herauf. Wir machten uns alle fest, nur der Kommandant blieb unangeschnallt. Er stand vorn auf dem Turm, die Hände fest um die Brüstung gekrampft, und ging mit eingezogenem Kopf wie ein Stier die Wellen an.

Die Diesel arbeiteten schnaufend. Wenn wir über einen Kamm weggetragen wurden, donnerte die Schraube im Leeren.

Da, eine gläserne Wand, höher noch, als alle vorhergehenden. Wir sahen sie auf uns zukommen, und dann verschwanden wir mit dem ganzen Turm unter Wasser. Als wir spuckend und prustend wieder auftauchten, fehlte ein Mann. Es war der Brückenunteroffizier. Die Haltestroppen seines Gurts waren gerissen. Wie ein nasses Badelaken hing er über der Turmreling.

Mit einem Satz war der Kommandant bei ihm und riß ihn hoch und schickte ihn mit zwei Mann hinunter ins Boot. Wir blieben allein auf dem Turm.

Die Seen wurden jetzt immer gröber. Oft waren sie so hoch, daß vom Boot nur noch die Köpfe der Brückenbesatzung aus dem Wasser ragten.

Schließlich blieb uns nichts übrig, als zu tauchen. Das nächste Atemholen der See benutzten wir, um durchs Turmluk zu verschwinden. Ein Sturzbach von Wasser ergoß sich hinter uns her ins Boot. Die Lenzpumpen begannen schmatzend und rülpsend ihre Arbeit, und dann tauchten wir.

Je tiefer wir kamen, um so stiller wurde es. Und zuletzt hörte man nichts mehr von der Außenwelt. Nur noch die Geräusche im Boot waren da, und das helle Singen der elektrischen Maschinen.

Wir fuhren viele Stunden lang unter Wasser, und als wir wieder auftauchten, war der Sturm vorüber, und vor uns im Morgengrauen ragte steil und dunkel die spanische Küste auf. Kein Leuchtfeuer brannte, nur der Mond schien zwischen den zerrissenen Wolken hindurch.

Der Obersteuermann fluchte. Ohne Seezeichen war unsere Position nicht auszumachen, und er konnte nur feststellen, daß wir irgendwo zwischen Bilbao und Santander vor der Küste standen.

Dann wurde es Tag, und wir nahmen unseren Patrouillendienst auf. Immer hin und her zwischen Pasajes und Kap Finisterre. Die See war leergefegt, nur manchmal zogen ein paar Rauchfahnen über den Horizont. Das Land aber lag dunkel und schweigend. Nur wenn der Wind von dorther stand, konnten wir fernen Kanonendonner hören. Der Klang drang ins Blut und weckte den Wunsch, den jeder echte Soldat empfindet: Dabei zu sein, wenn gekämpft wird. Aber die Zeit war noch nicht reif für uns. Nur einmal streifte der Krieg so dicht an uns vorüber, daß wir glaubten, wir würden mit hineingerissen. Es war vor Bilbao. Der Ausgucksmann meldete:

„Zwei Kriegsschiffe an Backbord."

Der Kommandant und ich gingen auf den Turm. Ein Kreuzer und

ein Zerstörer waren's, Francos Schiffe „Almirante Cerveira" und „Velasco". Sie jagten in voller Fahrt auf uns zu. Rechts und links von ihrem Bug wallten mächtige Schnauzbärte von weißem Gischt auf.

Wir beobachteten sie durch unsere Gläser und sahen ihre Geschützrohre langsam auf uns einschwenken.

„Sicher halten sie uns für ein rotes Boot", sagte der Kommandant.

Es war eine vertrackte Situation. Ich sah Hartmann an. Was würde er tun? Drehten wir ab, dann hielten sie es für Flucht und schossen. Fuhren wir ihnen entgegen, dann war es in ihren Augen ein Angriff. Tauchten wir, dann ließen sie Wasserbomben auf uns herabregnen.

„Beide Maschinen stopp!" befahl der Kommandant.

Wir drehten bei, und das Boot lag ohne Fahrt schlingernd in der Dünung. Die Kriegsflagge wurde am Funkmast ausgefahren, und der Scheinwerfer morste aufgeregt vom Turm mit drei Sekunden Abstand: Aleman ... Aleman ... Aleman.

Umsonst! Sie hielten weiter auf uns zu.

„Bißchen schwüle Gegend hier", sagte ich und fuhr mit dem Finger den Halskragen entlang.

Der Kommandant lachte.

Die Mündungen ihrer Geschütze waren jetzt direkt auf uns gerichtet. Aber dann, mit einemmal, kaum anderthalb Seemeilen entfernt, drehten sie ab, und ihre Türme schwenkten in Nullstellung zurück. Sie fuhren vorbei und dippten grüßend die Flaggen vor uns.

Der Krieg hatte uns nur gestreift und war vorübergerauscht. Die Zeit war noch nicht reif.

9. Die ersten scharfen Schüsse

Im Herbst 1938 erhielt ich mein erstes eigenes Kommando. Im Tagesbefehl stand: Oberleutnant zur See Prien, bisherige Dienststelle Wachoffizier in einer U-Flottille, neue Dienststelle: Kommandant in einer U-Flottille.

Also endlich ein eigenes Boot.

Anfang Dezember fuhr ich hinüber nach Kiel. Ich ging zum Flottillenchef, Kapitänleutnant Sobe, der sein Quartier auf dem Beischiff „Hamburg" hatte. Er empfing mich in seiner Kajüte.

„Na, Ihr Boot schon angesehen? Schon drüben auf der Werft gewesen?"

„Nein, Herr Kapitänleutnant."

Er lächelte, aber seine scharfen grauen Augen musterten mich prüfend.

„Haben Sie Ihre Leute schon gesehen?"

„Nein, Herr Kapitänleutnant."

„Na, dann sehen Sie sich beides erst mal an."

Händeschütteln, ein gemurmeltes „Freut mich, daß Sie bei uns gelandet sind", der Deutsche Gruß, und dann stand ich wieder draußen.

Ich fuhr zur Werft hinüber. Das Boot lag noch dort und sollte

den letzten Schliff bekommen. Es war ein feines Boot, es sah schmal und schnittig aus. Ich ging hindurch und sah mir alles genau an, und es war mir, als wenn ich dabei von jedem Stück Besitz ergriffe.

Ich ging zum Adjutanten und setzte Kommandantenmusterung für den nächsten Tag an. Um zehn Uhr früh auf dem Achterdeck des Beischiffs „Hamburg".

Der nächste Tag war ein Sonntag, ein klarer, sonniger Dezembertag. Als ich die Treppe zum Achterdeck hochstieg, war ich merkwürdig gespannt. Wie vor einer entscheidenden Begegnung. Die 38 Mann, die dort oben standen, waren die Männer, mit denen ich die nächsten Jahre das Schicksal teilen würde, im Guten und im Bösen, im Frieden und — wenn's sein mußte — im Krieg.

Dann sah ich sie dastehen, in zwei Gliedern angetreten, die Offiziere, Unteroffiziere, Mannschaften. Eine scharfe Stimme: „Zur Meldung an Kommandant — die Augen links!"

Ein Ruck ging durch die kleine Front. Der kommandierende Oberleutnant kam auf mich zu:

„Oberleutnant Ing. Wessels meldet Herrn Oberleutnant gehorsamst, Besatzung angetreten!" Ein großer breitschultriger Mann mit einem schweren, ernsten Gesicht.

Ich trat vor die Front. „Heil Besatzung!" Wie aus einem Munde scholl es zurück:

„Heil Herr Oberleutnant!"

Ich hatte früher oft daran gedacht, was ich im Augenblick meines ersten eigenen Kommandos zu meinen Leuten sagen wollte. Aber jetzt, als ich vor ihnen stand, sagte ich nur:

„In wenigen Tagen stellen wir eine neue Einheit der deutschen

Kriegsmarine in Dienst. Ich erwarte, daß jeder Mann seine Pflicht tut, so, wie ich sie selbst tun werde. Wenn das geschieht, werden wir gut miteinander auskommen."

Dann ging ich die Front entlang und ließ mir von jedem einzelnen Dienstgrad und Namen sagen. Meist waren es junge Gesichter, glatt und frisch und vom Leben kaum gezeichnet. Aber ein paar blieben doch haften. Da war Endraß, der Erste Wachoffizier, ein schmaler, drahtiger Sportstyp; da war Spahr, der Obersteuermann, schwer, in selbstsichere Ruhe eingebettet; da war das gutmütige, breite Gesicht Gustav Böhms, des Zentrale-Maschinisten, und die merkwürdig versonnenen Augen des Maschinenmaats Holstein; da war Smyczek, ein verschmitzter Oberschlesier, und Lüdeckes offenes, frisches Jungengesicht.

Ich sprach mit jedem und bemühte mich, zu erkennen, was für ein Mensch ein jeder war. Aber im Grunde genommen, war das ein Rätselraten. Denn was wirklich an einem Mann ist, sieht man erst bei der Arbeit oder in der Gefahr. —

Im kommenden Frühjahr übten wir jeden Tag mit dem Boot, erst drinnen in der Förde und dann draußen in der Ostsee. Bei diesen Übungen lernte ich meine Männer kennen. Sie waren keine Paradesoldaten, weiß Gott nicht. Aber sie waren Männer, die das Herz auf dem rechten Fleck hatten, voll Abenteuerlust und mit einem Überschuß an Temperament, der sich bei jeder Gelegenheit entlud. Sie waren alle freiwillig zur U-Boot-Waffe gekommen, weil sie hofften, hier mehr zu erleben als im Alltagsdienst der Schlachtschiffe.

Anfang August liefen wir zu einer großen Übung in den Atlantik aus. Es lag schon starke Spannung in der Luft, und manche sahen

schwarz und meinten, wenn wir wiederkämen, wäre kein Friede mehr.

Die Übung war herrlich. Wir hatten wunderbares Wetter, glasklare Spätsommertage, grünes Meer mit sanfter Dünung und Nächte, die hell waren von Sternen. Wenn es irgend ging, hörten wir Rundfunknachrichten aus der Heimat. Es war ein warmes, anheimelndes Gefühl, hier über tausend Seemeilen entfernt die Stimme des Ansagers zu hören. Aber die Nachrichten, die kamen, waren ernst und schmeckten nach Krieg.

Die Übung, die wir mit solchem Eifer begonnen hatten, wurde wesenlos, und es war deutlich zu merken, wie die Leute lascher wurden. Die Freiwachen lagen in den Kojen herum und führten politische Gespräche. Besonders Gustav Böhm war unermüdlich. Aus den Tiefen seines rundlichen Körpers quoll die Weisheit in immer neuen Sprüchen hervor.

Aber im allertiefsten Grunde glaubten wir alle nicht an den Krieg oder wenigstens nicht an einen großen Krieg. Denn der Gedanke, daß die großen Völker sich von neuem zerfleischen sollten, war zu unsinnig.

Und dann kam er doch.

Ich weiß die Stunde noch wie heute. Ich stand mit Endraß oben auf dem Turm. Es war am 3. September morgens um zehn. Ein frischer Nordwest wehte, und die Wellen hatten kleine weiße Bäckermützen auf. Das Boot lief mit halber Fahrt. Die Bugwelle rauschte, und von unten her kam das tiefe, geruhige Brummen der Motoren. Da schreit einer unten im Boot: „Herr Kapitänleutnant!" und noch einmal lauter: „Herr Kapitänleutnant!"

Gleich darauf taucht aus dem Turmluk Hänsel auf. Sein Gesicht

ist blaß, und er stammelt atemlos, daß sich die Worte überschlagen: „Herr Kapitänleutnant ... Sondermeldung ... Krieg mit England!"

Ich stürze die Leiter hinab. Unten in der Zentrale stehen Spahr und zwei Mann vor dem kleinen braunen Kasten, aus dem jetzt Marschmusik ertönt in hartem Rhythmus, an den Nerven reißend. Sie stehen da mit zusammengepreßten Lippen. Keiner sagt ein Wort.

„Was ist?" frage ich.

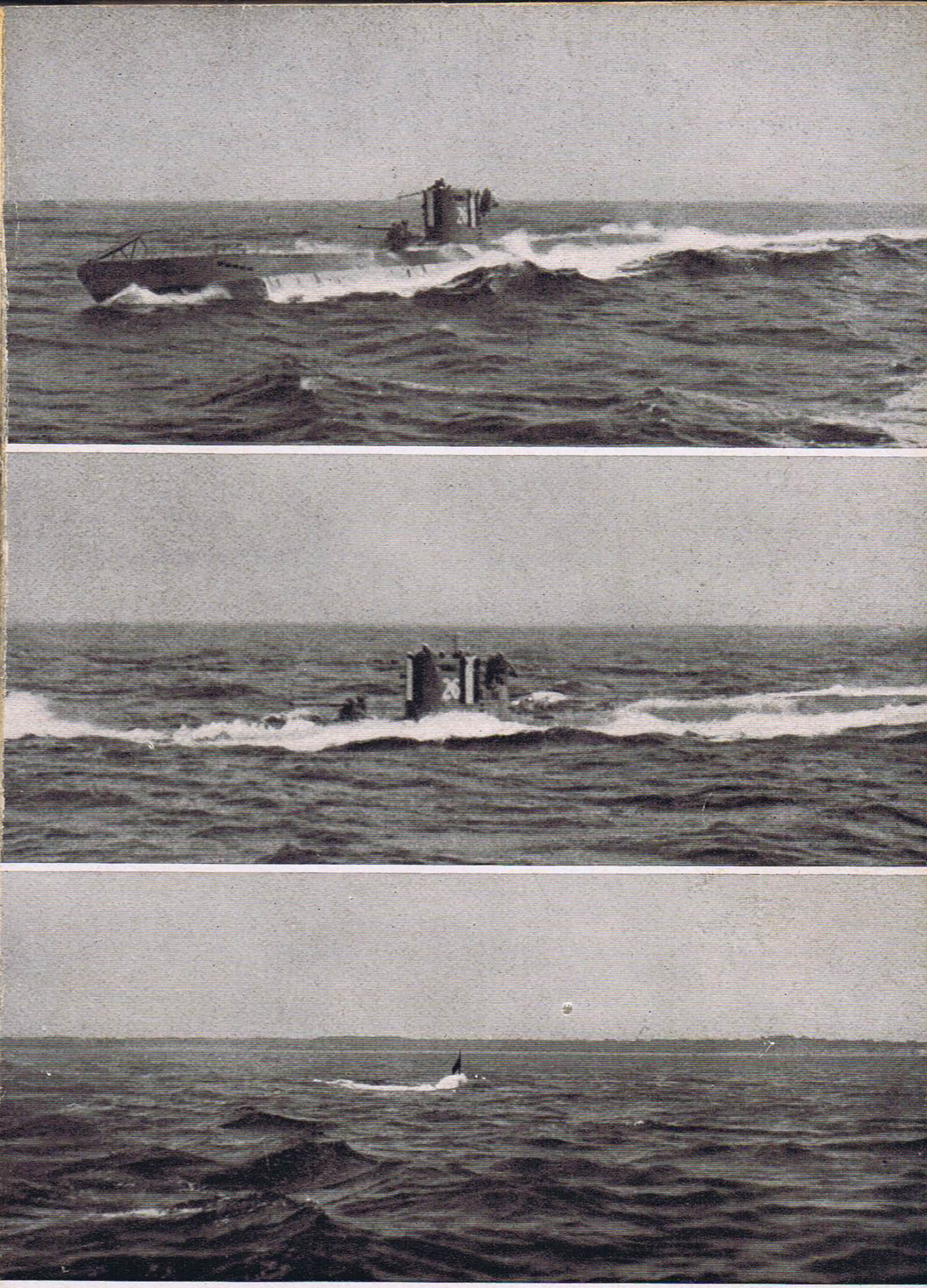
„Wird gleich wiederholt, Herr Kapitänleutnant", flüstert Spahr.

Die Musik bricht ab, die Stimme des Ansagers:

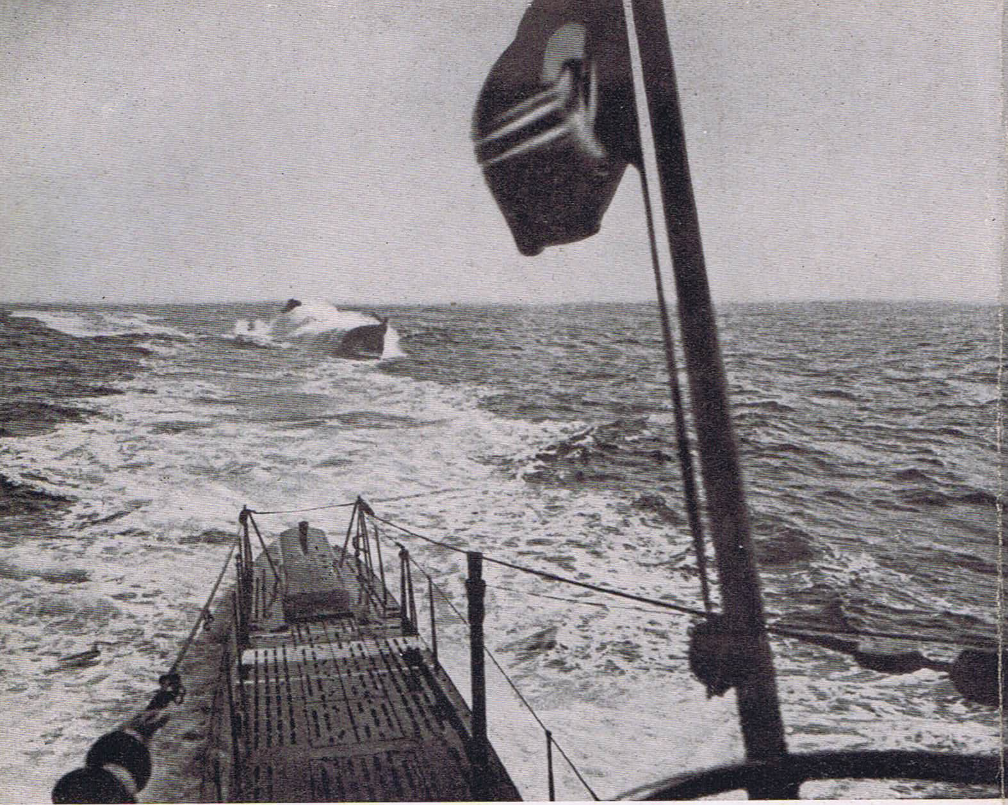
> Hier ist der Großdeutsche Rundfunk! Wir geben eine Sondermeldung des Drahtlosen Dienstes: Die britische Regierung hat in einer Note an die Reichsregierung die Forderung gestellt, die auf polnisches Gebiet vorgedrungenen deutschen Truppen wieder in ihre Ausgangsstellungen zurückzuziehen.
>
> Heute morgen, 9 Uhr, wurde durch den englischen Botschafter in Berlin in einer herausfordernden Note mitgeteilt, wenn bis 11 Uhr vormittags nicht in London eine befriedigende Antwort erteilt wäre, würde England sich als im Kriegszustand mit Deutschland befindlich betrachten.
>
> Darauf ist dem britischen Botschafter geantwortet worden, daß die deutsche Reichsregierung und das deutsche Volk es ablehnen, von der britischen Regierung ultimative Forderungen entgegenzunehmen, anzunehmen oder gar zu erfüllen.

Es folgt die Verlesung des deutschen Memorandums. Dann setzte ein neuer Marsch ein.

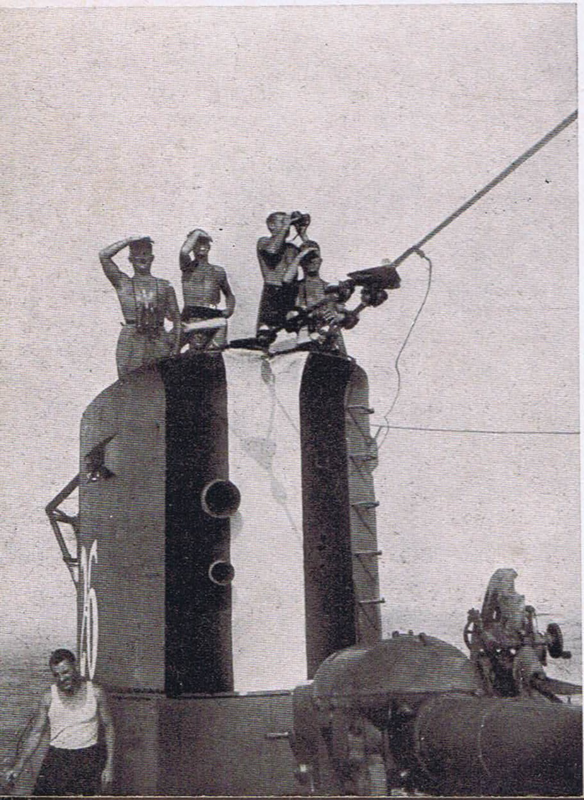
Wir schweigen. In meinem Kopf beginnt eine Gedankenkette ab-



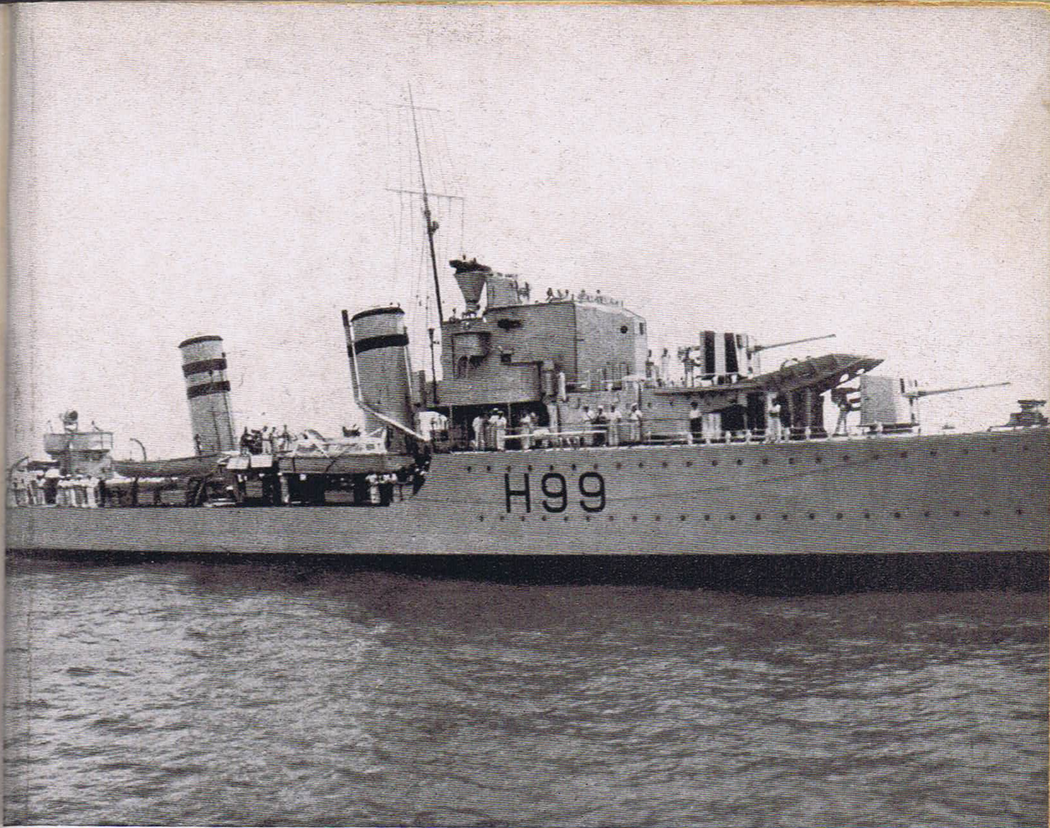
U 26 in schwerer Dünung stampfend und auf Sehrohrtiefe getaucht



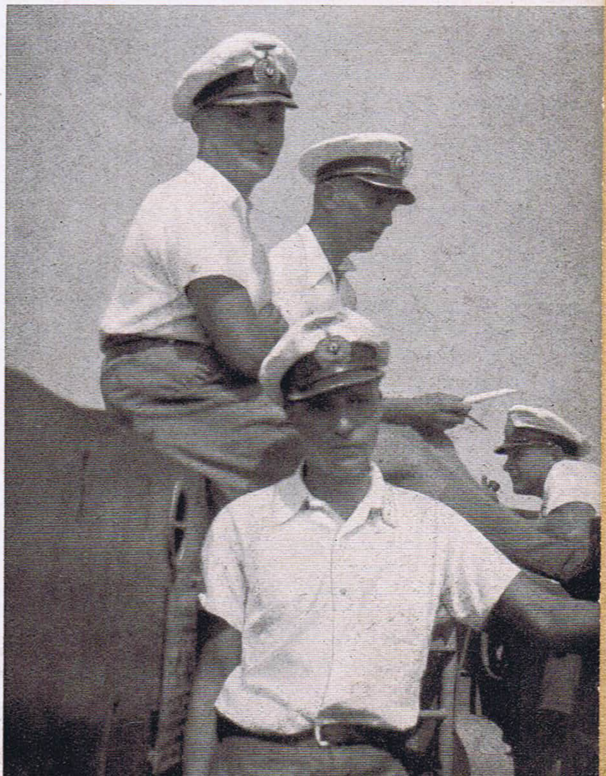
U-Boote im Verbandsfahren



U 26 auf Kontrollfahrt
in spanischen Gewässern



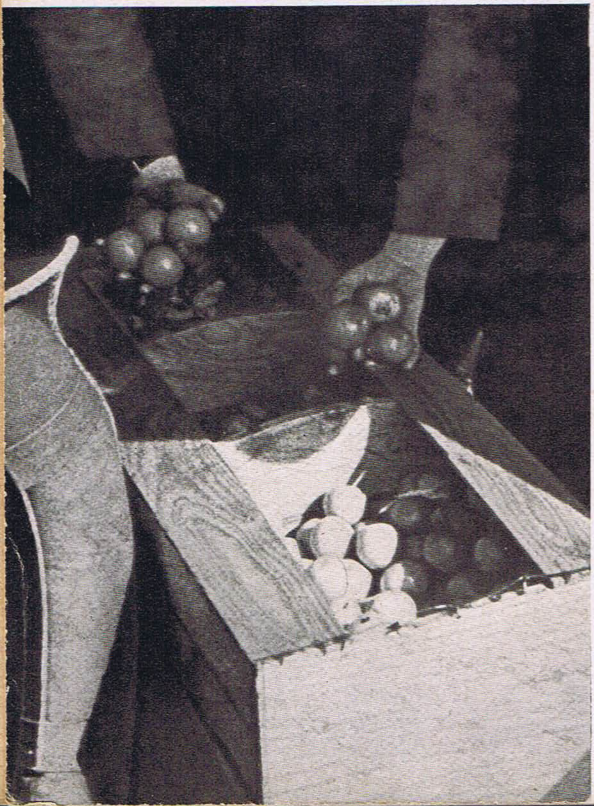
H 99 — ein englischer Zerstörer vor Cadiz



Korvettenkapitän Hartmann mit seinen Offizieren



Empfang Hartmanns in der Alcalderia von Caramiñal



Eine Ladung rotspanischer Apfelsinen wird aufgefischt

zurollen, schnell, maschinenmäßig exakt. Krieg. Das bedeutet Krieg nach der Prisenordnung. Operationsgebiet nach eigener Wahl.
Der Marsch dröhnt noch immer. Sonst ist es ganz still im Boot. Es ist, als ob alles den Atem anhält und wartet, was nun geschehen wird. Die drei Leute in der Zentrale stehen da und sehen mich an. Ich wende mich zur Karte, und winke Spahr heran.
„Kurs 220 Grad, da will ich operieren", sage ich und zeige ihm die Route. Unwillkürlich spreche ich gedämpft. Vorn aber, wo die Freiwache in den Kojen liegt, sagt einer: „Gnade Gott denen, die so 'nen Krieg verschuldet haben ..."
Ich klettere langsam wieder hinauf auf den Turm. Endraß und die beiden Posten starren mich voller Spannung an.
„Ja, Endraß, nun ist's doch so weit", sage ich.
„Na, denn woll'n wir mal", sagt er ernst.
Dann gebe ich meine Anordnungen. „Alle Ausguckposten haben dauernd durch die Gläser zu sehen. Sowie etwas in Sicht kommt, Meldung an mich. Vor allem auf Flieger und auf Sehrohre feindlicher U-Boote achten."
Endraß grüßt stumm. Ich gehe wieder hinunter. Hinten in dem kleinen Verschlag, der mir zugleich zum Schlafen und als Arbeitsraum dient, beginne ich die erste Seite unseres Kriegstagebuchs.
Als ich mit der Eintragung fertig bin, krieche ich in meine Koje. Also, Krieg, denke ich, nun fängt die Zerreißprobe an. Und da ich weiß, daß ich jetzt alle Kräfte brauche, will ich schlafen, und wirklich schlafe ich auch bald ein.
Ein Schrei weckt mich. „Brücke an Kommandant. Recht weisend 200 Grad Rauchfahne." Ich fahre hoch. „Was ist?"
Einer in der Zentrale wiederholt die Meldung. Ich schwenke die

Beine aus der Koje, reiße die Mütze vom Haken und entere die Leiter hoch zum Turm.

Drüben am blassen Nachmittagshimmel steht Rauch. Dünn und zitternd wie ein feines Kartoffelfeuer sieht es aus. Ich nehme das Glas vor die Augen und starre.

Langsam schiebt sich ein winziges schwarzes Etwas über das Rund des Horizonts. Wir nehmen Kurs auf das Schiff zu. Ich gehe auf große Fahrt. Der Schnauzbart der Bugwelle spült über Deck.

Allmählich kommt es näher. Es scheint ein Frachter zu sein. Fünf- bis sechstausend Tonnen, schätze ich.

Als wir den plumpen Aufbau der Brücke erkennen, tauchen wir. Die Diesel schweigen. Das Wasser schießt rauschend in die Flutzellen, und dann treten hell auffingend die E-Maschinen ihren Dienst an.

Wir stehen im Turm. Die Augen ans Seerohr gepreßt, starre ich über die grüne Fläche nach dem schwarzen Punkt, der uns langsam entgegenwächst.

Endraß ruft aus der Zentrale. „Ist's einer?" fragt er atemlos.

„Mensch, Endraß, Ruhe!" sage ich. „Papa muß kieken!"

Wir haben uns in seine Kursrichtung gesetzt und fahren direkt aufeinander zu. Jetzt kann ich auch seine Nationalität ausmachen. Es ist ein Grieche, ein alter, schmutziger Frachter, der asthmatisch keuchend mühsam seine Ladung übers Meer schleppt.

„Ein Grieche", sage ich laut. Und dann:

„Klar zum Artilleriegefecht!

Signalflaggen klar! Meldung, wenn Zentrale klar ist!"

Dröhnende Schritte unten im Boot. Man hört das klappernde Geräusch, mit dem die Granaten aus den Buchsen gezogen, das metallische Klicken, wenn sie klargelegt werden.

Augenblicke später Meldungen von allen Seiten: „Ist klar zum Artilleriegefecht!“
Auftauchen. Druckluft strömt zischend in alle Zellen.
Turmluk auf. Rauf auf die Brücke. Hinter mir poltern die Artilleristen die Leiter hoch. „Einen blinden Schuß!“ sage ich.
Gleich darauf Endraß' Stimme über das Wasser schallend: „Ein Schuß!“
Das Geschütz bellt auf. Der Nachhall der Detonation läuft zitternd durch den Bootskörper. Hundert Meter vor dem Bug des Griechen schlägt die Granate ein. Eine Fontäne springt auf, und eine Qualmwolke weht über das Wasser hin. Und während knatternd unser Mast ausgekurbelt wird, klingt Endraß' Stimme schon wieder: „Laden und sichern!“
Das Deck des Griechen gleicht einem aufgestörten Ameisenhaufen. Kopflos läuft alles durcheinander. Durch das Glas kann man jeden einzelnen Mann deutlich erkennen. Es ist ganz offenbar, unser Auftauchen hat ihnen einen panischen Schreck in die Glieder gejagt.
Sie verlangsamen die Fahrt, sie stoppen. Und dann liegt das Schiff da, auf dem Wasser schwoiend, und bläst Dampf ab.
Am Mast drüben geht das Unterscheidungssignal und die Landesflagge hoch, und wir signalisieren zurück: „Senden Sie Boot mit Papieren!“
Vorsichtig schieben wir uns an den großen, dunklen Kasten heran. Das Geschütz ist jeden Augenblick klar zum Feuern.
Jetzt sind wir auf Rufweite. Ich reiße das Megaphon an den Mund und schreie hinüber: „Send a boat please with your papers!“
Im selben Augenblick, als ich den Schalltrichter hochhebe, verschwinden die Leute drüben hinter den Booten. Nur ihre Hände,

zum Deutschen Gruß erhoben, ragen noch über die Oberkante der Rettungsboote hinaus. Wie ein Beet von merkwürdigen Pflanzen sieht es aus, die im Winde zittern.

Erst nach einer ganzen Weile antwortet eine Stimme von drüben: „O. k., Sir."

Und dann beginnt auf dem Griechen ein fieberhaftes Leben. Die beiden Rettungsboote werden außenbords geschwungen. Mit affenartiger Behendigkeit klettert die Besatzung hinein. Lukendeckel, Fender und Bretter fliegen über Bord. Kaum haben die Boote die Wasserfläche berührt, da beginnt die Mannschaft zu pullen, weg von uns und weg von ihrem eigenen Schiff. Sie arbeiten, daß sich die Riemen biegen. Es ist, als seien sie auf einer Regatta. Wahrhaftig, ich glaube, sie wollen uns rudernd entkommen.

Mit langsamer Fahrt laufen wir hinter den Booten her und sind nach wenigen Minuten längsseit. Sofort nimmt die Besatzung die Riemen binnenbords und streckt beide Hände hoch über den Kopf.

„Who is the captain?" frage ich.

Ein großer blonder Mensch erhebt sich von der Ruderbank.

„Your papers?"

Die Hand, mit der er die braune Ledertasche zu uns herüberreicht, bebt.

Ich prüfe die Papiere genau. Es ist alles in Ordnung. Neutrales Schiff mit Ladung — ausgerechnet für Deutschland! Nicht der mindeste Grund zum Einschreiten.

„Allright", sage ich und reiche ihm selber die Tasche zurück. „You may go on!" Er stiert mich ungläubig an.

„Sie dürfen über unser Zusammentreffen nicht funken", sage ich, „ich müßte das sonst als feindlichen Akt auffassen."

Er nickt eifrig und hebt die Hand zum Deutschen Gruß.
Wir werfen das Boot los und laufen ab. Die Leute in den griechischen Booten sitzen noch immer regungslos mit erhobenen Armen wie versteint da. Und erst, als wir fast eine Seemeile entfernt sind, sehen wir, wie die beiden kleinen Boote eilfertig zu dem verlassenen Schiff zurückstreben.
„Wenn der uns man nicht angeschissen hat, Herr Kapitänleutnant", meint Gustav Böhm und wiegt bedenklich sein Vollmondgesicht. Er sieht ehrlich bekümmert aus, als er sagt das.
Und so bemerke ich nur sanft: „Lieber Gustav, erstens sehe ich als alter Handelsschiffer auch ohne Brille ganz gut, und zweitens sollte ein christlicher Seemann wie du Schiet nur in Ausnahmefällen in den Mund nehmen."
Er schlägt die Hacken zusammen, daß seine Bäckchen zittern, und hinten am Horizont stößt der Grieche die erste Rauchfahne aus.
Und dann fahren wir weiter, immer den großen Dampfertreck entlang. Aber es ist, als klebte uns noch von der ersten Begegnung her das Jagdpech beharrlich an. Wir sehen nichts als Himmel und Wasser zwei Tage lang.
Endlich in der Morgenfrühe des 5. September weht uns wieder eine Rauchfahne entgegen. Ich bin gerade auf dem Turm. Es ist ein diesiger Morgen. Leichte Nebel hängen dicht über den Wellen, und hinter ihren grauen Schleiern geht blutrot die Sonne auf.
Schwer, in dieser Beleuchtung etwas auszumachen. Und so sehen wir den Rauch auch erst, als das Schiff, ein kleiner, schwarzer Punkt, schon hinter dem Horizont emporgetaucht ist. Es fährt einen seltsamen Zickzackkurs, so wie Libellen übers Wasser schwirren, und Endraß bemerkt weise: „Ein schlechtes Gewissen liebt krumme Wege."

Dann tauchen wir. Ich stehe am Sehrohr und sehe das Schiff näherkommen. Es ist ein kurzer, gedrungener Frachtdampfer mit seltsam farbenprächtigem Anstrich. Der Schornstein ist leuchtend rot, der Top schwarz und der Boden grasgrün. Am Bug steht in großen Buchstaben „Bosnia".

Ein Engländer! Offenbar ist er gewarnt, nervös und auf Schlimmes gefaßt. Es wäre falsch, vor ihm aufzutauchen. Vielleicht ist er bewaffnet, vielleicht versucht er auch, uns zu rammen.

Ich lasse ihn vorbeiziehen. Kurz hinter ihm tauchen wir auf und setzen ihm einen Schuß vor den Bug. Er dreht ab und zeigt uns sein Heck, und ich sehe, wie der Schaum immer heftiger aufquillt. Er versucht, zu entkommen.

Ein zweiter Schuß. Diesmal so dicht vor seine Nase, daß die Wassersäule des Einschlags über sein Deck sprüht. Aber er stoppt nicht. Und zugleich von unten aus dem Boot ein Ruf: „Meldung an Kommandant — der Gegner funkt!"

Ein Läufer kommt keuchend nach oben: „Hier der aufgenommene Spruch!"

Er überreicht mir einen Zettel: „Werde von deutschem U-Boot gejagt und beschossen. Erbitte dringend Hilfe!" Dann Standortmeldung und dahinter wie ein einziger nicht abreißender Todesschrei: „SOS... SOS ... SOS ..."

Jetzt gibt's kein Besinnen mehr. Wir müssen scharf schießen. Ich gebe Endraß das Zeichen. Die Männer laden schnell und exakt wie beim Manöver. Dann Endraß' Stimme: „Eine Salve!" Ein kurzer, scharfer Knall: Drüben auf der „Bosnia" ein krachender Einschlag. Gleich darauf steigt mittschiffs eine blaue Rauchwolke empor. Aber die „Bosnia" fährt weiter ...

„Fünf Schuß Schnellfeuer!“
Und wieder, deutlich sichtbar, der zweite Einschlag, dem gleich darauf der dritte folgt.
Jetzt endlich stoppt der Engländer. Wie ein weidwundes Tier liegt das Schiff da. Qualm dringt aus den Luken, schwerer blaugelber Qualm. Wölkt sich empor und steht dann wie eine Pinie im Wind schwankend über dem sterbenden Schiff. Sie müssen Schwefel geladen haben, anders ist es nicht denkbar.
Wir nähern uns dem Gegner, und ich beobachte, wie sie hastig in die Boote stürzen und sie eilig herunterfieren.
Da schreit Hänsel hinter mir:
„Rauchwolke in Sicht!“
Ich fahre herum. Wirklich, dort am Horizont im Nordwesten eine dicke Rauchwolke, schwer und schwarz wie eine Trauerfahne. Blitzschnell überlege ich: das könnte Hilfe für den Engländer sein ... ein Zerstörer oder ein leichter Kreuzer ...
„Behalten Sie das Schiff genau im Auge“, sage ich zu Hänsel, „und machen Sie mir sofort Meldung, wenn Sie ausmachen können, was es ist.“
Die Leute von der „Bosnia“ haben sich beim Aussteigen überhastet. Ein Boot ist voll Wasser geschlagen. Ein kläglicher Anblick, sie so hilflos wegtreiben zu sehen. Ein paar schreien, andere strecken die Arme nach uns aus und winken.
Wir nehmen Kurs auf das sinkende Boot. Samann und Dittmer liegen an Steuerbord, um die Schiffbrüchigen aufzunehmen. Sie liegen da, weit vorgebeugt, so daß ihre Arme fast im Wasser hängen. Das Rettungsboot der „Bosnia“ ist jetzt bis zum Rand vollgeschlagen. Mit einemmal geht eine See darüber weg. Ein paar Leute

liegen im Wasser. Eine Welle reißt sie auseinander, man sieht nur noch einzelne Köpfe, hier und dort verstreut. Das alles geht sekundenschnell.

Ein paar schlagen wie wild mit den Armen um sich. Es sind wohl die Nichtschwimmer. Andere treiben mit langen Stößen dem zweiten Boot der „Bosnia" entgegen, das jetzt auch beigedreht hat und auf die Schiffbrüchigen zuhält.

Plötzlich schnellen Dittmer und Saman vor, packen einen und reißen ihn an Deck. Es ist ein kleiner, rothaariger Bengel. Wohl der Messeboy. Er sitzt japsend da. Wasser läuft ihm übers Gesicht und Wasser trieft in langen Strähnen von seinem Zeug gerunter.

Da meldet Hänsel hinter mir: „Herr Kapitänleutnant, 's ist ein Frachter!"

Ich drehe mich um und nehme das Glas vor die Augen. Der Rumpf des aus Südwesten kommenden Schiffes ragt hoch aus dem Wasser. Anscheinend hat es keine Ladung an Bord.

„Ist gut, Hänsel", sage ich und atme einmal tief durch. Die Begegnung mit einem Zerstörer, bevor die „Bosnia" versenkt ist, wäre peinlich gewesen.

Der Messeboy ist inzwischen aufgestanden und neben Dittmer und Saman an die Reling getreten. Er steht da, schlotternd vor Kälte in seinem nassen Zeug. Ich winke ihn an den Turm heran. „Du warst Messeboy auf der ‚Bosnia'?" frage ich.

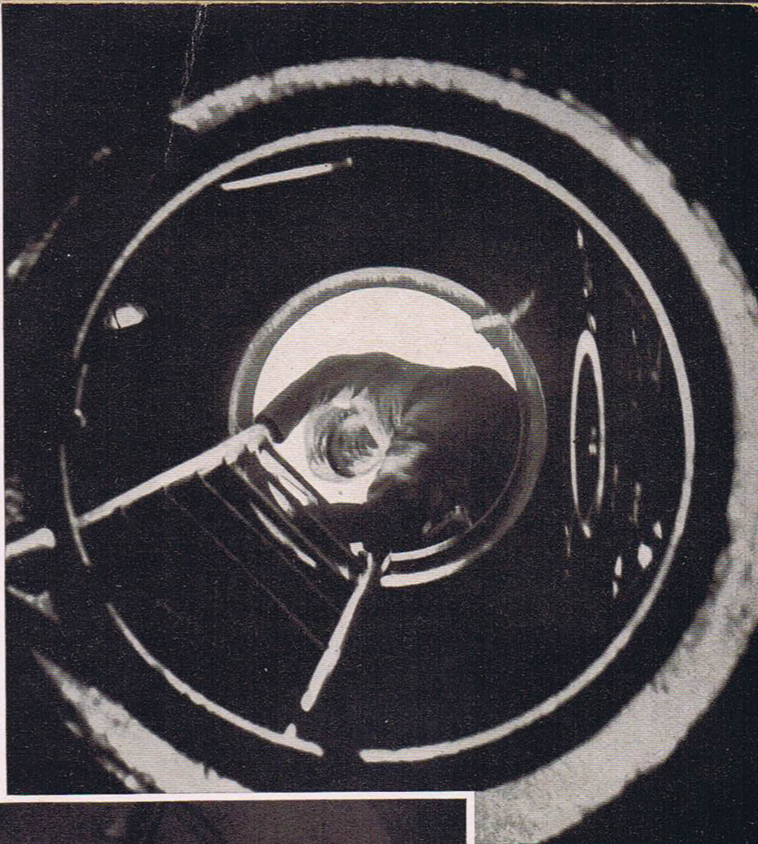
„Jawohl, Sir."

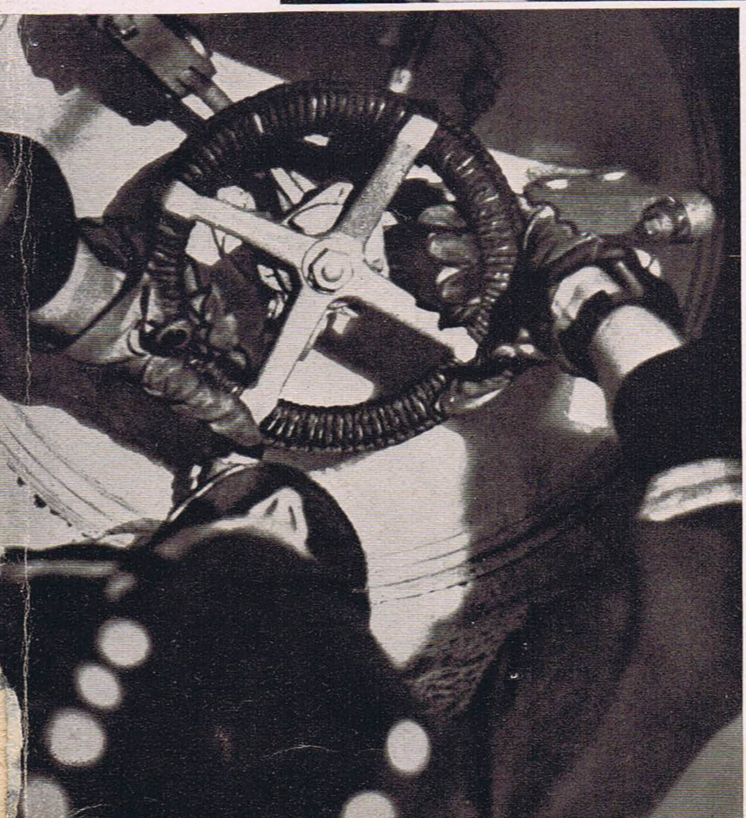
„Was hattet ihr geladen?"

„Schwefel, Sir."

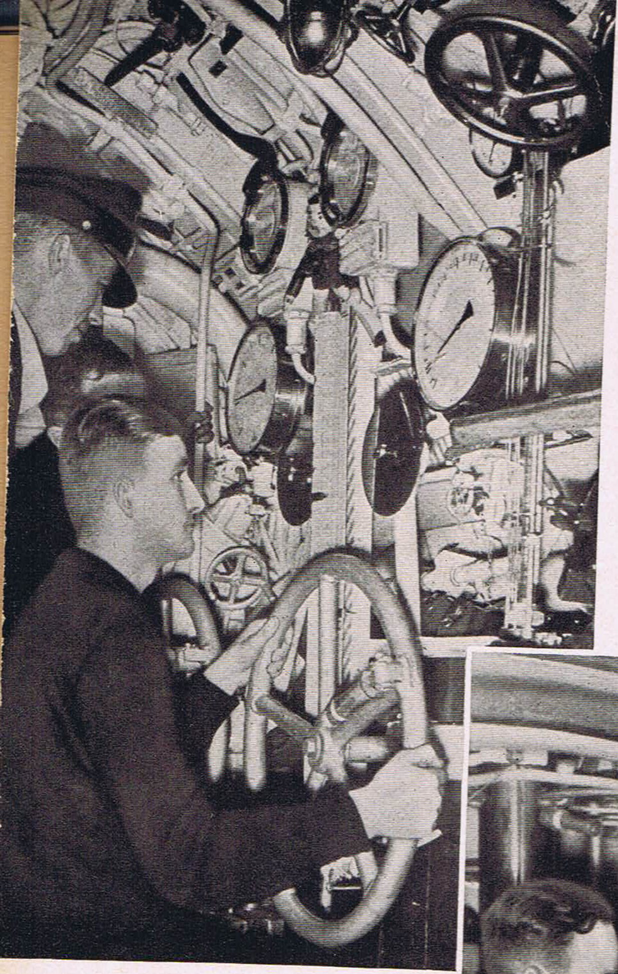
„Und wohin sollte es gehen?"

„Nach Glasgow." Er spricht ein scheußliches Cockney-Englisch, aber





Alarm!
Das Turmluk
wird geschlossen



Am Tiefenruder



In der Kombüse

er antwortet vollständig unbefangen, ein Junge aus den Londoner Slums, der sich durch nichts imponieren läßt.

„Du zitterst ja, hast du solche Angst gehabt?"

Er schüttelt den Kopf. „Nein, ich friere bloß, Sir."

„Du kannst nachher einen Kognak kriegen", sage ich. Er macht eine kleine Verbeugung, und wohl um seine Dankbarkeit zu beweisen, fügt er hinzu:

„Wir waren natürlich alle sehr erschrocken, Sir. Sie können sich nicht vorstellen, wie das ist. Man guckt übers Wasser hin, und man sieht nichts als Himmel und Wellen. Da wälzt sich auf einmal so ein großes, graues Ding dicht neben einem hoch. Es schnaubt ganz laut wie ein Tier. Ich glaube, Sir, wenn mir die Seeschlange vom Loch Neß begegnet wär', ich hätt' nicht so'nen Schreck gekriegt."

Wir sind jetzt dicht an das zweite Boot der „Bosnia" herangekommen.

„Wo ist der Kapitän?" rufe ich übers Wasser hin.

Im Boot steht ein Offizier auf und deutet zur „Bosnia" hinüber.

„An Bord", antwortet er.

Ich blicke auf das Schiff. In Rauch und Flammen gehüllt, ein schwimmender Vulkan, gleitet es durchs Wasser.

„Was macht er denn da?"

„Er verbrennt die Papiere."

Im Augenblick stelle ich mir die Situation vor. Der Mann dort allein auf dem brennenden Schiff, Hunderte von Seemeilen vom Land entfernt, ohne Rettungsboot, steht da in Qualm und Brand und vernichtet seine Schiffspapiere, damit sie dem Feind nicht in die Hand fallen. Alle Achtung!

„Und wer sind Sie?" frage ich den Offizier.

Er legt die Hand an die Mütze: „Der Erste Offizier der ‚Bosnia‘!"
„Steigen Sie zu uns an Bord."
Er klettert an Bord, Dittmer hilft ihm dabei. Eigentlich sieht er gar nicht aus wie ein Seemann, ein fetter Kerl, blaß und mürbe im Fleisch. Als er an Deck steht, grüßt er noch einmal zum Turm hinauf.
Inzwischen ist der kleine Messeboy vom Boot der „Bosnia" übernommen worden, und wir fahren weiter auf das ankommende Schiff zu. Ein großer Norweger, der fast mit dem ganzen Rumpf aus dem Wasser ragt.
Unterwegs sichten wir noch einen Schiffbrüchigen. Wir stoppen. Samann und Dittmer holen ihn an Deck.
Ich gehe vom Turm herunter und sehe mir den Mann an, den sie aufgefischt haben. Er liegt da wie ein Toter. Es ist ein kleiner, magerer Mensch, noch ziemlich jung, aber abgetrieben wie ein altes Polenpferd. Spuren von schwarzem Kohlendreck im Gesicht und an seinen Lumpen — wahrscheinlich ein Heizer der „Bosnia".
Samann hat ihm Jacke und Hemd ausgezogen. Er ist erbarmungswürdig mager. Seine Rippen zeichnen sich deutlich ab wie die Gitterstäbe eines Käfigs.
Dittmer hat ihn bei den Armen gepackt und macht künstliche Atmung. Neben mir steht der Erste von der „Bosnia", er guckt auch auf den Bewußtlosen hinunter, und plötzlich sagt er: „Die Deutschen sind doch ein großmütiges Volk, Sir."
Ich sehe ihn an, wie er dasteht, fett, gepflegt und wahrscheinlich höchst zufrieden mit seiner kriecherischen Schlauheit.
Und mit einemmal kann ich mich nicht mehr halten und sage grob: „Hätten Sie lieber dem armen Hund da besser zu fressen gegeben..."

Dann lasse ich ihn stehen und gehe wieder auf den Turm.
Der Norweger ist jetzt so nahe herangekommen, daß man die große Landesflagge im Vortopp erkennen kann. Ich lasse Stoppsignal setzen, und er macht halt, dicht vor unserem Boot. Sein Rumpf ragt schwarz und steil wie eine Felswand aus dem Wasser.
Wir signalisieren hinüber: „Bitte übernehmen Sie Besatzung eines englischen Schiffes." Sie antworteten „Verstanden" und lassen ein Boot zu Wasser.
Als es längsseit liegt, wird zuerst der kleine Heizer hinübergehoben. Er ist noch immer bewußtlos. Dann geht der Erste Offizier. Er grüßt noch einmal zum Turm hinauf, ehe er geht.
Ich spreche mit dem Bootsoffizier des Norwegers und erkläre ihm die Lage. Ich zeige ihm das Boot der „Bosnia" und im Hintergrund das brennende Schiff. Gerade in diesem Augenblick springt drüben ein Mann ins Wasser. Es muß der Kapitän sein. Wahrscheinlich ist er jetzt mit seinen Papieren fertig geworden.
„Den Mann da müssen Sie auch noch retten", sagte ich. Der Norweger nickt und wirft sein Boot los.
Dann warten wir, bis er mit seiner Rettungsaktion fertig ist. Es dauert lange, und unsere Ausguckposten suchen nervös den Horizont ab. Denn die „Bosnia" hat SOS gefunkt, und die Rauchwolke steht wie ein Notschrei über dem brennenden Schiff. Sie muß auf Hunderte von Meilen zu sehen sein.
Endlich dippt der Norweger die Flagge und fährt nach Süden ab. Wir müssen einen Aal opfern, um schnell zu Ende zu kommen.
Fast die ganze Besatzung ist oben an Deck, als der Schuß losgeht. Es ist unser erster scharfer Torpedoschuß in diesem Krieg, und jeder will die Wirkung sehen. Wir kennen alle die Bilder aus dem vorigen

Krieg. Wie der getroffene Dampfer über den Vordersteven abkippt, sich aufbäumt, und dann, das Heck turmhoch in der Luft, auf den Grund hinabschießt.

Aber hier ist alles ganz anders. Unpathetischer, sachlicher und vielleicht gerade darum in seiner Nüchternheit noch furchtbarer. Ein dumpfer Schlag ... eine Wassersäule wallt auf, hoch über die Masten empor. Und dann bricht das getroffene Schiff mitten durch — einfach in zwei Stücke auseinander, die sekundenschnell wie riesige Felssteine in der Tiefe verschwinden. Ein paar treibende Hölzer, Kistendeckel, die leeren Boote, die auf den Wellen schaukeln — das ist alles, was bleibt.

Wir laufen mit großer Fahrt nach Norden ab. Erst zwei Tage später treffen wir auf das nächste Schiff. Wieder ein Engländer. „Gartavon" steht in großen weißen Buchstaben an seinem Rumpf. Ein Frachter, ich schätze ihn auf dreitausend Tonnen. Dicht hinter ihm tauchen wir auf und setzen ihm einen Schuß vor den Bug.

Er stoppt nicht. Er funkt um Hilfe, und automatisch folgt der zweite Schuß dicht über ihn weg. Jetzt hält er an, und sein Sender schweigt. Die Mannschaft geht in die Boote.

Wunderbar, mit welcher Exaktheit die Leute das Manöver ausführen. Keine Verwirrung, kein falscher Griff. Es klappt besser als bei mancher Flottenübung.

Gute Zucht auf dem Kahn, denke ich anerkennend.

Sobald die Boote zu Wasser sind, beginnt die Mannschaft zu pullen. Gleichmäßig, mit kurzen, harten Schlägen entfernen sie sich von ihrem Schiff. Als sie ein Stück weg sind, werden Segel gesetzt. Ich beobachte alles durchs Glas. Auch das klappt großartig. Dann sehe ich mich nach dem verlassenen Schiff um.

Eisiger Schreck! Die „Gartavon", das Schiff ohne Mannschaft hat wieder Fahrt aufgenommen und dreht in großem Bogen auf uns zu.
Blitzschnelle Erkenntnis: Sie haben das unbemannte Schiff auf uns losgelassen, sie wollen uns rammen.
„Beide Maschinen große Fahrt voraus", schreie ich nach unten. Qualvoll lange Sekunden, ehe das dröhnende Aufbrüllen der Diesel aus dem Boot antwortet.
Die „Gartavon" kommt immer näher, schon fällt der Schatten ihrer Takelage über uns. Da kocht das Wasser unter den Schlägen unserer Schiffsschraube auf. Das Boot schießt vorwärts, und hinter uns rauscht der Dampfer durch unser Kielwasser. So dicht, daß seine Bugwelle unser Heck ein ganzes Stück beiseite drückt.
Kalte Wut packt mich. Wir setzen hinter den beiden Booten her, die sich schnell entfernen. Sie segeln und rudern zugleich. Offenbar versuchen sie zu entkommen.
Vergiß nicht, daß es Schiffbrüchige sind, hämmere ich mir ein, während wir hinter ihnen her jagen.
Kurz vor dem Kapitänsboot der „Gartavon" verlangsamen wir die Fahrt, stoppen. Wir sind kaum noch zehn Meter voneinander entfernt.
Ich lasse mir das Sprachrohr geben und rufe hinüber:
„Hallo . . .der Kapitän."
Ein schlanker, blonder Mann im Heck des Bootes steht auf. Der Kapitän der „Gartavon", sehr korrekt, sehr gepflegt, Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle. Wenigstens äußerlich.
Neben ihm auf der Ruderbank der Leitende Ingenieur. Wie der Kerl grinst! Aus dem Gestrüpp seines dunklen Bartes blecken weiß die

Zähne. Sicher hat er das Schiff zum Rammstoß auf uns losgelassen, und der Biedermann von Kapitän hat's gewußt.
„Haben Sie noch Leute an Bord?" schreie ich durchs Megaphon hinüber. Der Kapitän legt die Hand an den Mund:
„No, Sir."
„Da Sie einen kriegerischen Akt begingen, werde ich nicht für Sie funken", schreie ich, aber ich schicke Ihnen ein neutrales Schiff, wenn ich's treffe."
Er zeigt klar. „O.k., Sir." Und dann nach kurzer Pause. „Kann ich jetzt absegeln?"
„Yes, go on", rufe ich zurück.
Er grüßt nochmals. Ich danke. Wir sind höflich zueinander, ritterliche Gegner, wie aus einem Schullesebuch. Aber hinter dieser Höflichkeit steht ein eiskalter, klirrender Haß, der Haß zweier Völker, die sich zum letzten entscheidenden Gang gegenübertreten, um Sein oder Nichtsein auf dieser Welt.
Wir fahren zurück zur „Gartavon". Das Schiff fährt immer noch im Kreise wie ein angepflocktes Schaf, das gejagt wird.
Wir wollen mit Torpedos sparen und schießen ihm ein paar Granaten in den Rumpf. Die Bordwand reißt auf, weißer Dampf quillt auf. Langsam sackt die „Gartavon" tiefer.
Noch ein Schuß!
Schwerfällig wie ein getroffenes Tier wälzt sich das Schiff zur Seite, dreht sich einmal um sich selber. Einen Augenblick sieht man den Kiel, grün bewachsen mit Tang und Algen, dann rauscht alles in die Tiefe hinab.
Von jetzt an wird der Krieg härter mit jedem Tag. Die Engländer bewaffnen ihre Handelsschiffe, oder sie fahren in Geleitzügen. Wir

richten uns danach! Jedes Schiff in einem feindlichen Geleitzug wird sofort und ohne Warnung torpediert. Und in der U-Boot-Waffe wird's zum geflügelten Wort: „Wer sich in einen Geleitzug begibt, kommt darin um."

Ich habe noch keinen zu Gesicht bekommen. Leider. Aber an einem Spätnachmittag im Winter sehen wir eine Rauchfahne aus dem Horizont emporwachsen. Dann das Takelwerk eines großen Schiffs. Dann noch eins. Und schließlich kommt ein ganzer Wald von Masten auf uns zugeschwommen.

Zwölf Dampfer zählen wir, von fünf englischen Zerstörern begleitet. In Abwehrbewegung torkeln die großen Schiffe hin und her, wie Betrunkene von einer Straßenseite zur andern. Die kleinen Zerstörer flitzen im Zickzackkurs um sie herum.

Wir laufen ihnen direkt entgegen. Die See ist ziemlich bewegt, und ein niedriger grauer Himmel hängt dicht über dem Wasser. Der Wind steht aus Nordwest gerade auf uns zu.

Es ist nicht leicht, den Bewegungen des Gegners zu folgen. Immer wieder muß ich Fahrt- und Kursänderung kommandieren. Und immer wieder wird das Sehrohr, das wir vorsichtig wie Schneckenfühler herausstrecken und wieder einziehen, von grünen Wellen überschwappt. Dazu nimmt das Licht immer mehr ab.

Schließlich fällt der Abend ein und Himmel und Meer verschwimmen zu einem einförmigen Grau. Als Jäger würde man bei diesem Büchsenlicht nicht mehr schießen. Es wäre nicht weidgerecht. Aber bei dieser Jagd gelten andere Gesetze. Ich behalte die Herde unablässig im Auge und nagle mein Stück an. Es ist ein dicker Tanker, der dritte in der Reihe. Größer und schwerer als die anderen Schiffe, und außerdem ist ein Tanker besonders wertvoll.

Wir haben das Wort Jellicoes nicht vergessen, daß die Alliierten einmal auf einer Woge von Erdöl zum Siege geschwommen sind. Aber diesmal wird die Welle den Strand nicht erreichen.

Wir sind jetzt so nahe heran, daß wir die Fahrt mäßigen müssen, um nicht in das Schiff zu laufen. Ganz deutlich kann man das schwere Stampfen seiner Maschine hier unten hören. Im Blickfeld des Sehrohrs wächst sein Bug auf. Eine riesige schwarze Wand hebt sich vor den Himmel und füllt zuletzt das ganze Bild.

„Rohr los", kommandiere ich.

Der Rückstoß des Abschusses läuft zitternd durch das Boot. Unten in der Zentrale zählt Spahr mit monotoner Stimme „Fünfzehn ..." Das ist doch nicht möglich ... fünfzehn Sekunden und noch keine Detonation ... sollten wir ihn verfehlt haben? ... verfehlt, auf diese Entfernung? ...

„Ach, da ist der Fehler! Lächerlich, ich habe vergessen, die kleine Vergrößerung im Sehrohr einzuschalten ... Im selben Moment ein dumpfer Schlag ... Die Detonation. Hurra! Der Aal hat getroffen. Vorsichtig fährt das Sehrohr aus. Grelles Licht, blendend hell! Eine Flammensäule aus dem Rumpf des getroffenen Schiffes schießt zum Himmel auf. Wohl hundertfünfzig Meter hoch.

Zwei Zerstörer rasen auf uns zu.

„Achtung, Zerstörer", brülle ich ins Boot. Und schon peitschen die ersten Wasserbomben mit gellendem iijum das Meer auf. Harte Stöße im Boot.

Das Sehrohr rein. Ablaufen. Atemlose Pause ... Und dann zum zweitenmal noch näher, noch gellender die zweite Bombenserie. Es ist, als ob eine zornige Faust das ganze Boot packt und hin und her schüttelt.



Der Kommandant auf dem Turm



Auslaufen

Dann wieder Schweigen.
Durch die plötzliche Stille die Schrauben der Zerstörer. Ratternd ... die Nerven zersägend.
Die dritte Bombenserie.
Diesmal trifft uns die unsichtbare Faust mit einem furchtbaren Stoß. Klirren von Glas. Gespenstisches Halbdunkel. Glühbirnen zerplatzen knallend. Manometer, Wasserstandsmesser springen, und die Scherben fliegen in den Raum.
Das Boot taumelt wie ein Boxer, der groggy geschlagen ist. Dann fängt sich's wieder.
Und dann Wessels ruhige Stimme: „Ausfälle an Zentrale melden."
Von den Stationen tönt es zurück.
„Heckraum: drei Glühbirnen kaputt." „Bugraum: zwei Manometer ausgefallen, mehrere Glühbirnen kaputt." „Funkraum: Beleuchtung ausgefallen, Notbeleuchtung eingeschaltet." Stille.
Dann ein Schnaufen, als wenn ein Seelöwe die Luft ausläßt. Und eine Stimme aus der Zentrale: „Mensch, da haben wir wieder mal Schwein gehabt."
Wir laufen ab. Das Geräusch der nächsten Bomben ist schon weit hinter uns.
Plötzlich von weither ein Krachen ... Knattern ... als wenn Stahl birst. Langsam schiebt sich unser Sehrohr hoch. Oben ist es jetzt Nacht. Und gegen den dunklen Himmel steht ein riesiger Flammendom, fünfhundert Meter lang und hundert Meter hoch. Der Tanker ist explodiert und hat seinen brennenden Inhalt über die See ausgeschüttet.
Für eine Sekunde denke ich an die Menschen in dieser flammenden Hölle. Ich schaudere.

10. In der Klemme

Wir haben Befehl, englische Truppenlandungen zu verhindern, und kreuzen schon seit mehreren Tagen in der Gegend von Narvik herum. Am Spätnachmittag eines Apriltags laufen wir in den Fjord ein.

Es ist ein heller Tag, die Sonne steht an einem hohen, blaßblauen Himmel, und die großen Schneehalden werfen ihr Licht grell und weiß zurück.

Langsam und vorsichtig schieben wir uns in den Fjord hinein. Rechts und links stehen Felswände, Hunderte von Metern hoch, fast lotrecht zum Meer abstürzend, und vor uns dehnt sich schmal die Fahrstraße. Das Wasser, das unser Boot furcht, ist dunkel und ruhig. Es ist ein ungemütliches Fahren. Jeden Augenblick kann über dem Bergkamm ein feindlicher Flieger auftauchen, und in dem klaren Wasser sind wir viele Meter tief zu sehen. Jede Bucht seitlich unserer Fahrstraße kann Gegner bergen, die auf dem Sprung liegen, uns zu überraschen und zu vernichten, ebenso wie wir sie. Jedes Haus, jede Straße an Land bedeutet Gefahr. Denn einstweilen ist die Haltung Norwegens noch unklar.

Wir stehen oben auf der Brücke und tasten mit den Doppelgläsern Himmel, See und Land ab. Eine Siedlung. Ein paar kleine, braune

Häuschen, weit auseinanderstehend, die eng an der Felswand kleben. Wir gehen auf Sehrohrtiefe.
Als wir wieder hochkommen, ist es Nacht. Die fahle, helle Sommernacht des Nordens, in der nur die Farben verblassen, die Konturen der Dinge aber bleiben.
Langsam schiebt sich das Boot um eine Felsnase herum. Da — dicht vor uns, kaum zweitausend Meter entfernt, ein Kriegsschiff vor Anker. Englischer Kreuzer, wohl sieben- bis achttausend Tonnen groß. Scharf hebt sich seine Silhoutte von der weißen Schneewand der Berge ab. Ich bringe das Boot sofort auf Angriffskurs. Wir sind schon ziemlich am Ende unserer Unternehmung, nur ein Torpedo ist noch im Bugrohr. Nur ein Schuß. Er muß sitzen.
„Rohr fertig! Rohr Achtung! Rohr los!"
Die Erschütterung des Abschusses vibriert noch im Boot, als wir schon zum Ablaufen drehen. Wir können uns nur langsam davonmachen, denn bei großer Fahrt würde uns Bugwelle und Motorengeräusch verraten. So nah sind wir am Gegner. Tauchen aber ist unmöglich, denn hier dicht unter der Küste ist das Wasser zu flach. Während das Boot noch dreht, verfolge ich die Laufbahn des Torpedos.
„Verfluchte Schweinerei, ein Gradlaufversager!" Er weicht ab vom Kurs, steuert im Bogen auf die Felswand vor dem Engländer zu. Plötzlich ein leises Knirschen von unserem Kiel her. Wir drehen auf Dreck. Wir sitzen fest. Direkt unter den Geschützen des Gegners.
Im selben Augenblick haut drüben der Torpedo auf den Felsen auf. Donnerndes Krachen. Eine riesige Wassersäule schießt an der Bergwand hoch empor.
Für den Bruchteil einer Sekunde das lähmende Gefühl:

Hoffnungslose Situation, alles verloren ...

Trotzdem gibt es nur eins: handeln, schnell handeln.

„Beide Maschinen stopp! Beide Maschinen äußerste Kraft zurück!" schreie ich.

Laut springen die Motoren an, Funken stieben, eine Qualmwolke quillt am Heck auf. Aber das Boot rührt sich nicht von der Stelle.

Kurzer Blick nach drüben zum Kreuzer. Nichts zu sehen dort. Er schläft weiter mit abgeblendeten Lichtern, wie narkotisiert.

Ich greife mir den Ersten Wachoffizier. „Sie stellen sich Achterkante Turm, lassen die nichtbeschäftigte Besatzung zum Schlingern von Bord zu Bord laufen.

Befehl an den Zweiten Wachoffizier: „Runter ins Boot, geheime Kommandosachen sofort vernichten, das Boot klar zur Sprengung!" Varendorf verschwindet durchs Turmluk.

Kurzer Blick nach achtern auf den Engländer. Kaum zu fassen, er schläft noch immer. So einen Schlaf möchte ich haben, wenn ich mal pensioniert bin, denke ich.

Neue Befehle: „Alle Bugrohre entwässern. Vordere Torpedozellen lenzen!" Vorschiff muß entlastet werden.

Das Boot gleicht einem aufgestörten Ameisenhaufen. Von unten kommen die Männer herauf, stolpernd vor Hast und rennen an mir vorbei, die Treppe hinunter, an Deck.

Ein kurzer Triller aus der Pfeife des Ersten Wachoffiziers, dem ein Getrappel von vielen Füßen antwortet. Die Besatzung rennt nach Backbord.

Wieder ein Triller, gedämpft, kaum zu hören vor dem Maschinenlärm. Die Füße unten trappen nach Steuerbord zurück.

So geht's minutenlang, hin — zurück — hin — zurück. Das Boot

bewegt sich schwerfällig, aber es kommt nicht frei vom Grund. Wir müssen versuchen, zu drehen.

„Steuerbordmaschine stopp!" kommandiere ich. „Hart Backbord, Steuerbordmaschine langsame Fahrt voraus!"

Schwerfällige Drehung, unendlich langsam, aber wir bleiben am Grunde haften.

Der Ausgucksmann Backbordseite raunt: „Herr Kapitänleutnant, da ein Schatten ..."

Ich fahre herum. „Wo?" Er deutet in die Nacht hinaus.

Draußen im Fjord vor unserer Bucht gleitet langsam ein Schiff heran. Nicht zu hören, kaum zu sehen. Grau in der grauen Dämmerung.

Da blitzt es drüben an Bord auf. Lichtsignale, Morsezeichen mit der Lampe. Sie rufen uns an, sie geben Erkennungszeichen.

„Herr Kapitänleutnant, soll ich ihnen was vormachen?" fragt der Posten. Er spricht gedämpft, obwohl der Maschinenlärm lauter dröhnt als jedes Wort.

Wir haben jetzt zwei Feinde ganz nahe. Im Rücken den Kreuzer und vor uns das unbekannte Schiff.

Hänsel hat die Morselampe schon in der Hand.

„Lassen Sie das", sage ich hastig. „Vielleicht hält uns der Kerl für ein abgeblendetes Leuchtfeuer."

Er morst uns noch immer an, aber wir schweigen. Schließlich stellt er seine vergeblichen Signale ein.

„Herr Kapitänleutnant", sagt Hänsel hinter mir, „da drüben dicht unter Land liegt doch so'n alter Fischkutter ..." Er bricht ab. Aber unsere Hirne sind in dieser Spannung gleichgeschaltet, daß ich ihn ohne ein weiteres Wort verstehe. Wenn alles schief geht, könnten

wir mit dem nach Narvik kommen, denke ich und rufe nach unten ins Boot: „Maschinengewehre, Pistolen und Handgranaten klarmachen!"

Blick zum Kreuzer hinüber: Schläft weiter.

Der Ausguck Backbord meldet: „Herr Kapitänleutnant, der Schatten ist ein Fischdampfer."

Ich sehe hin. Wahrhaftig, er hat recht. Ein bewaffneter Fischdampfer. Er liegt gestoppt gerade vor dem Eingang unserer Bucht.

Also gefangen, wie eine Maus in der Falle. Hilflos. Ohne Torpedo. Zielscheibe für zwei Gegner, von denen jeder einzelne über Wasser stärker ist als wir.

Die Stimme des Obersteuermanns: „Boot nimmt Rückwärtsgang auf." Im selben Augenblick merken wir es alle. Ein knirschendes Geräusch, das Boot rutscht nach hinten weg, taucht vorn ein und kommt dümpelnd wieder auf ebenen Kiel.

Frei, Gott sei Dank, frei!

„Alle Mann unter Deck bis auf Brückenwache", kommandiere ich. „Sofort Tauchklarzustand wiederherstellen!"

Wir halten gerade auf den Fischdampfer zu, der, eine schmale, dunkle Silhouette, unsere Ausfahrt blockiert. Kaum tausend Meter vor ihm tauchen wir. Direkt unter ihm durch. Als er uns entdeckt, sind wir schon weit, und hinter uns klingt das wütende Wummern seiner Wasserbomben.

Als ich in die Zentrale komme, höre ich, wie ein Mann gerade sagt: „Na, das war mal 'ne Angstpartie!"

Und ich denke: Wahrhaftig, wenn mir Zeit geblieben wäre, ich hätte auch Angst gehabt.

11. Sechsundsechzigtausend Tonnen

Nachts zwei Uhr. Ich liege auf meiner Koje in unruhigem Halbschlaf. Gegenüber aus der Funkbude tönt das Tüüt tüüüt des Morseapparates. Ganz dicht neben meinem Ohr, nur durch einen grünen Friesvorhang getrennt. Es ist ein bißchen eng im Boot.

Steinhagen meldet: Herr Kapitänleutnant, Funkspruch an alle Boote: Deutsches Flugzeug in der mittleren Nordsee notgelandet!" Dann genaue Positionsangabe.

Ich fahre heraus aus der Koje. ein Griff nach der Mütze und hinüber zur Zentrale. Schneller Blick auf die Karte. Der angegebene Standort liegt dicht an unserem Marschweg.

Ich steige auf den Turm. Die Brückenwache steht fröstelnd in ihren Mänteln da. Es ist kalt, die durchdringende Kälte der ersten Morgenstunden.

Ich gebe kurze Anweisung an die Brückenwache: „Gut aufpassen auf notgelandetes Flugzeug!" Dann gehe ich wieder in die Zentrale hinunter, gebe den neuen Kurs an und befehle, mich morgen früh um sieben Uhr zu wecken, falls sich nicht vorher etwas ereignet.

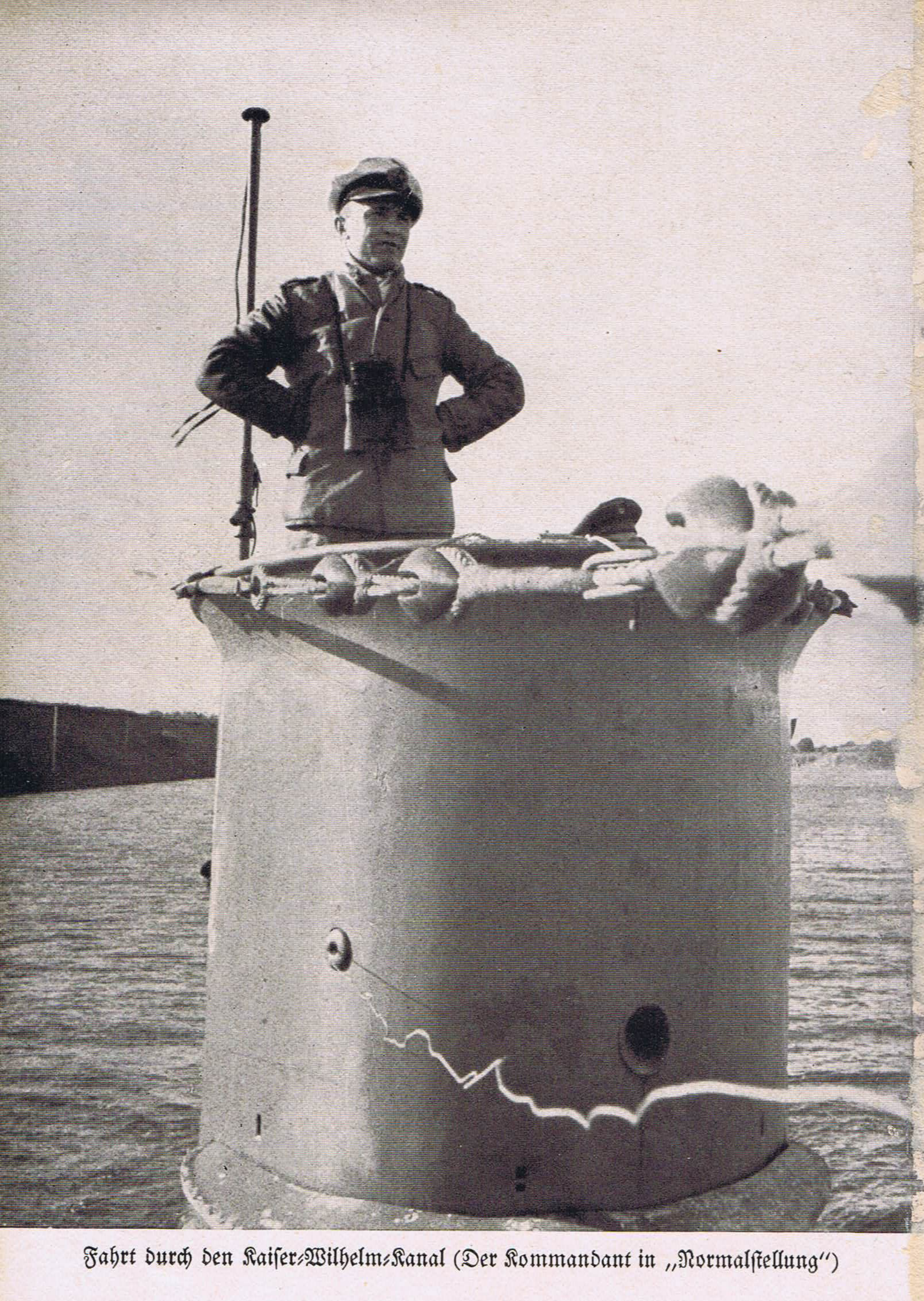
Morgens um sieben schaltet Roth das Licht über mir an und sagt laut: „Es ist sieben Uhr, Herr Kapitänleutnant."

Als ich auf die Brücke komme, treibt der Morgennebel in dünnen

Schwaden über das Wasser. Von den Fliegern ist nichts gesichtet worden. Auch sonst gibt es nichts Neues zu melden.
Eine dumme Geschichte. Wir sind schon an der angegebenen Position vorbei. Die Männer treiben nun hilflos weiter auf See.
Ganz in Gedanken gehe ich wieder in die Messe hinunter. Varendorf sitzt schon am Tisch und verzehrt sein Frühstück. Begrüßung. Wir sitzen einander gegenüber, dicht neben uns Spinde und Kojen. Varendorf erzählt irgend etwas. Ich höre kaum hin. Meine Gedanken sind immer noch bei den Fliegern, die dort draußen irgendwo im Bach schwimmen. Wir müssen sie kriegen, wir müssen.
Es ist wie eine Eingebung: Ich springe auf, renne die paar Schritte zur Zentrale und rufe: „An Brücke: Hart Backbord, neuer Kurs, zweihundertfünfundvierzig Grad!"
Ich kehre zum Tisch zurück. Varendorf pliert mich von der Seite an, sagt aber nichts. Dann steht er auf und geht auf den Turm. Seine Wache beginnt. Ich kaue mein Brot weiter.
Mit einemmal Meldung von der Brücke: „An Kommandant, voraus ein Stern."
Ich klettere zum Turm hoch.
Varendorf deutet voraus in den Nebel: Dort war ... ein weißes Licht!" Wir halten gerade auf die Stelle zu. Ein rundes Ding treibt dunkel auf den Wellen — eine Treibmine. Wir umfahren sie, und dann taucht gerade vor uns ein grauer Körper auf, der sich langsam auf uns zu bewegt. Ein Schlauchboot mit Männern an Bord. Drei sind darin. Es sind die Flieger.
Ein paar Mann von der Besatzung stehen klar an der Back, um die Ankommenden wahrzunehmen. Die Leute sind erregt und froh wie noch nie bei einer Unternehmung zuvor.



Klöhnsnak auf der Brücke



Fahrt durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal (Der Kommandant in „Normalstellung")

„Junge, Junge", sagt Bootsmaat Meier mit seiner hellen Trompetenstimme, „was werden die sich freuen!"
Ein Aufbrüllen drüben im Boot antwortet. Zwei Männer springen auf, fuchteln mit den Armen, reißen ihre Fliegerkäppis vom Kopf und schwenken sie in der Luft herum, und dabei schreien sie immerzu.
Wir manövrieren uns längsseit. Die Flieger rudern nicht mehr, vor Freude vergessen sie fast die Schmeißleine zu ergreifen. Dann sind wir bei ihnen. Ein Dutzend Hände packen zu und helfen ihnen an Bord. Zuerst wird ein Verwundeter herübergehoben.
„Wo ist Ihre Maschine?" frage ich.
„Maschine ist weg", antwortet einer von den Fliegern, ein Feldwebel.
„Fehlt noch einer von Ihren Leuten?"
„Ja, der Kommandant."
„Warum?"
„Ist tot."
„Beide Maschinen äußerste Kraft voraus!" kommandiere ich. Wir müssen schnell verschwinden, denn der Stern, den die Flieger abschossen, kann auch anderen geleuchtet haben.
Hinter mir helfen meine Männer dem Verwundeten durchs Turmluk hinunter. Er ist ein ganz junges Kerlchen. Er sieht blaß aus und ziemlich erschöpft.
Dann melden sich die beiden anderen. Feldwebel Klare und Oberfeldwebel Lippert. Lippert knallt schneidig die Hacken zusammen und meldet: „Ein Schlauchboot mit drei Fliegern an Bord." Beide sprechen ein unverfälschtes Sächsisch. Ich schicke sie runter ins Boot, und nach einigen Minuten folge ich ihnen.
Unten herrscht ein wildes Tohuwabohu. Der Verwundete liegt auf der Koje des L. I. Fünf Mann bemühen sich, ihn auszuziehen.

Die beiden anderen sitzen auf der Koje, dicht umdrängt von meinen Männern. Sie werden mit Fragen bestürmt, und alle bieten ihnen Tee, Schokolade, Zigaretten an.

Ich traue meinen Ohren nicht, als ich höre, wie Walz, der Koch, sagt: „Soll ich Ihnen Spiegeleier machen, Herr Oberfeldwebel?" Sonst sitzt er auf seinen Eiern wie eine Glucke auf dem Nest und hackt nach jedem, der den Wunsch nach einem Ei zu äußern wagt.

Als ich herantrete, richtet sich der Verwundete von seinem Lager auf und bemüht sich, Haltung anzunehmen. Ich winke ab, dann untersuche ich seine Wunden. Er hat einen Streifschuß an der Schulter und einen Schuß durch die Wade. Offenbar glatte Durchschüsse ohne Komplikationen.

Während ich seine Wunden untersuche, lasse ich ihn erzählen, schon um ihn abzulenken.

„Mitten überm Bach", beginnt er, „trafen wir 'nen englischen Jäger, 'ne Bristol-Blenheim. Er griff an und beharkte uns mit seinen MG.s und der Bordkanone.

Wir erwiderten das Feuer. Mit einemmal rief der Bordmechaniker: ‚Notlanden! Treffer in der Kühlleitung!'

Der Engländer hatte gekurvt und sauste wieder gerade auf uns zu. Unser Kommandant, Leutnant Weinlig, kroch raus in die MG.-Kanzel, um das Feuer zu erwidern. Mit einemmal wurde die Windschutzscheibe vorn blutrot. ‚Ich kann nichts mehr sehen!' schrie unser Flugzeugführer, und da waren wir auch schon unten.

Wir waren alle heil geblieben, nur unser Kommandant war tot. Er hatte eine Kugel durch den Kopf gekriegt, und der Fahrtwind hatte das Blut nach hinten herausgejagt und gegen die Windschutzscheibe gesprüht.

Wir zogen ihn rein, und dabei kreiste der Engländer ununterbrochen über uns wie ein Habicht. Er schoß sofort, wenn sich einer sehen ließ. Dabei habe ich auch meine beiden Kratzer hier weggekriegt. Zuletzt schoben wir unseren toten Kameraden auf das Tragdeck hinaus und machten unser Schlauchboot klar. Da endlich hörte er auf zu schießen, der Hund!

Wir hatten einen Taschenkompaß bei uns und fingen an zu pullen. Immer nach Osten. Der Engländer flog noch eine Weile über unser Boot hinweg, und dann kam eine zweite Bristol-Blenheim und ratterte auch dicht über uns längs. Sie schossen nicht mehr, aber es machte auch keiner Anstalten, uns zu retten.

Wir pullen den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch und noch eine zweite Nacht, vierzig Stunden lang. Dabei lösten wir uns immer ab. Eine Stunde pullen, eine Stunde steuern, eine Stunde pennen. Mit dem Pennen war es allerdings nicht viel." Von Zeit zu Zeit schossen wir unsere Leuchtpistole ab ... und dann sahen wir das U-Boot. Zuerst dachten wir, es wäre ein Engländer. Aber als wir hörten, wie deutsch gesprochen wurde, da hat's uns gepackt wie ein Rausch. Wir waren halb wahnsinnig vor Freude!"

Er schweigt erschöpft.

Ich bin mit seinen Verbänden fertig.

„Na, nun ist's gut", sage ich. „Jetzt essen Sie mal was; und dann schlafen Sie sich tüchtig aus."

Alle drei werden abgefuttert und verschwinden in ihren Kojen. Ich aber lasse einen Funkspruch hinausgehen: „Flieger gerettet. Marsch wird fortgesetzt."

Erst am nächsten Morgen sehe ich meine Bordgäste wieder. Die beiden Gesunden stehen herum und starren sehnsüchtig auf das

kleine runde Stückchen Himmel, das oben durch das Turmluk hereinsieht. Wie Vögel im Käfig kommen sie mir vor. Schließlich teile ich sie mit zur Brückenwache ein, damit sie wenigstens von Zeit zu Zeit mal an die frische Luft kommen.

Wir hatten alle gehofft, die Rettung der Flieger wäre ein gutes Omen. Aber es ist, als hätten wir die Pechvögel leibhaftig an Bord genommen. Von Stund' an jagen wir nichts mehr. Dabei ist es ideales Schießwetter. Die Sonne knallt vom wolkenlosen Himmel herunter, die See atmet in sanfter Dünung, und es bleibt hell bis tief in die Nacht hinein. Doch wir sehen nur Himmel und Wasser, und das Kreisrund des Horizonts bleibt ewig leer.

Elf Tage kreuzen wir so vergeblich in einem Gebiet, das sonst als bester Jagdgrund gilt.

Die Nerven sind zum Zerreißen gespannt. Die Brückenwache steht da, die Gläser vor den Augen und sucht die Kimmung ab. Nichts. Keine Rauchfahne, keine Masten, kein Segel!

Allmählich kommen wir alle in eine Stimmung, die sich nur mit der Polarkrankheit vergleichen läßt. Bei der geringsten Kleinigkeit hacken die Leute aufeinander los. Wenn die Ablösung auf dem Turm nur zwei Minuten zu spät kommt, gibt's Krach. Und beim Heruntergehen bleibt mir das stereotype „Gut aufpassen!" beinahe im Halse stecken.

Am elften Tag, beim Prüfungstauchen in der Morgendämmerung, stehe ich am Sehrohr und rufe zu Böhm hinunter: „Gustav, dein Sehrohr ist mal wieder schweinemäßig."

„Hab's aber ausgewischt, Herr Kapitänleutnant."

In diesem Augenblick sehe ich den ersten Dampfer. Es ist wie ein elektrischer Schlag.

„Auf Gefechtsstationen!" kommandiere ich aufgeregt.

Wir nähern uns schnell. Es ist ein einzelner Tanker, ungefähr sechstausend Tonnen groß, der in wilden Abwehrbewegungen hin und her zackt. Wir tauchen unter ihm durch und kommen dicht hinter ihm hoch.

„Klar zum Artilleriegefecht!"

Einen Moment drehe ich mich um und schrecke zusammen. Im Westen, über dem Horizont, wächst ein ganzer Wald von Masten empor.

Ein Geleitzug!

Alarm!

Tauchen!

Um ein Haar wären wir in eine U-Boot-Falle geraten. Denn offenbar ist der Einzelgänger als Lockvogel vorausgeschickt. Aber den Geleitzug wollen wir trotzdem haben. Drei Stunden jagen wir unter Wasser hinter ihm her. Wir wollen ihm den Weg abschneiden und uns gerade vor ihn setzen.

Es ist aussichtslos! Unter Wasser machen wir zu langsame Fahrt. Als wir endlich wieder auftauchen, schwimmt der Mastenwald fern am Horizont. Nur ein Fischdampfer rauscht mit schäumender Bugwelle auf uns zu.

Wir tauchen wieder, kommen ein zweites Mal hoch. Diesmal stößt aus der zerrissenen Wolkendecke eine Sunderland auf uns herab, so daß wir eilig unter Wasser Schutz suchen müssen. Und jetzt ist der Geleitzug ganz verschwunden.

Ich schimpfe mir in harten Brocken die Wut aus dem Bauch — und mitten im Satz bleibt mir das Wort in der Kehle stecken. In der Abenddämmerung schaukelt langsam und gemächlich ein

Dampfer auf uns zu, offenbar ein versprengtes Tier der großen Herde; sechstausend Tonnen groß schätze ich ihn.

Er hat riesige Crates an Deck geladen, und am Bug erkenne ich deutlich Geschützrohre. Acht Rohre zähle ich.

Wir tauchen ihm entgegen und schießen einen Torpedo auf ihn. Treffer mittschiffs! Durch das Sehrohr beobachte ich, wie die Mannschaft eilig in die Boote geht. Dann legt sich der Dampfer langsam um und verschwindet in einem Strudel in der Tiefe.

Als wir ablaufen, sehen wir noch lange die großen Crates auf dem Wasser schwabbern. Durch die Lücken der Lattenverschläge kann man den Inhalt erkennen: Flugzeugteile, Tragflächen, schlanke Rümpfe.

„Da säuft eine ganze Schar kanadischer Enten ab", sagt Meier boshaft.

Wir denken: Nun ist der Bann gebrochen. Aber das Jagdpech bleibt uns treu, und die nächsten sieben Tage sehen wir wieder nichts als Himmel und Wasser.

Die Polarkrankheit an Bord nimmt die Form einer Seuche an. Wir können uns gegenseitig nicht mehr ertragen. Den anderen beim Essen oder Zähneputzen zu beobachten, kann einem Brechreiz erregen.

Da — am siebenten Tage gibt die Wache vom Turm herunter: „Dampfer in Sicht!" Wieder ein ganzer Geleitzug! Der Flieger, Feldwebel Klare, hat ihn ausgemacht. Ungefähr dreißig Schiffe sind es, die sich da in langer Linie über den Horizont hochschieben. Da wir ungünstig stehen, lasse ich sie vorbeiziehen, tauche hinter ihnen auf und schlage einen weiten Bogen um sie herum. Es wird Abend, ehe wir sie wieder packen. Diesmal aber in günstiger Position.

Sie stehen prächtig als dunkle Silhouetten gegen den hellen Abendhimmel.

Ich suche mir die drei Dicksten aus. Einen Tanker von zwölftausend Tonnen, einen Tanker von siebentausend und ein Frachtschiff, das gleichfalls siebentausend Tonnen zählt.

Unter Wasser laufen wir ihnen entgegen. Ich hocke am Sehrohr und beobachte. Der Erste Wachoffizier gibt unten die Kommandos zum Feuern.

Rohr eins geht los, Rohr zwei folgt — Sekunden später soll Rohr drei frei sein.

Aber Rohr drei schweigt.

Unten dumpfes Gemurmel. Im Augenblick kann ich mich nicht darum kümmern. Ich muß die Wirkung der Schüsse beobachten.

Hurra, der erste Treffer — Die „Cadillac", der Zwölftausend-Tonner!

Dumpfer Schlag der Detonation, Wasservorhang und dahinter erscheint das Schiff, ganz in gelbbraune Rauchschwaden gehüllt.

Der zweite! Ich traue meinen Augen nicht. Ein Dampfer, auf den wir gar nicht gezielt haben: die „Gracia", fünftausendsechshundert Tonnen groß.

Gleich darauf folgt der Frachter von siebentausend Tonnen.

Die Schüsse liegen gut bei allen drei Schiffen. Keiner ist mehr zu retten. Wir machen uns davon, und hinter uns her heulen die Wasserbomben.

Ich lasse mir den Mechanikermaat kommen.

„Was war da vorhin los, Tewes?" fahre ich ihn an „Warum ist auf mein Kommando nicht geschossen?"

Er steht verlegen vor mir: „Melde Herrn Kapitänleutnant, bin aus-

gerutscht und auf die Handabfeuerung gefallen, da hat sich der Schuß schon vorher gelöst."

Unwillkürlich muß ich lachen. „Na, etwas haben Sie ja auch so getroffen. Aber immerhin, um fünfzehnhundert Tonnen haben Sie uns betrogen."

Er schweigt betreten. Dann fragt er: „Und wieviel waren's im ganzen, Herr Kapitänleutnant?"

„Vierundzwanzigtausend Tonnen", sage ich.

Das Wort verbreitet sich wie ein Lauffeuer im Boot. Die Mienen klaren auf wie der Himmel nach langem Regenwetter.

Nun endlich habe ich den Wechsel. Zwei Tage später machen wir nachts einen abgeblendeten Dampfer mit Weizenladung aus. Rund zweitausendachthundert Tonnen. Um Torpedos zu sparen, lassen wir die Besatzung erst in die Boote gehen und erledigen ihn dann mit Artillerie.

Wir sind ziemlich weit vom Land entfernt, und ich fahre hinter den Booten her und versorge sie mit Broten, Knackwürsten und Rum.

Der übernächste Tag bringt gleich zwei Schiffe. Morgens in aller Herrgottsfrühe einen Viertausend-Tonner mit Holzladung, den wir mit ein paar Artillerieschüssen unter der Wasserlinie erledigen. Und am Spätnachmittag treffen wir einen holländischen Tanker, der Schweröl geladen hat. Auf seiner Brücke eine gefahrdrohende Barriere von Sandsäcken.

Wir jagen ihm eine Schußserie aus unserer 8,8-Zentimeter-Kanone in den Bauch. Aber statt abzusaufen, steigt sein Rumpf immer höher aus dem Wasser. Denn das ablaufende Schweröl macht ihn von Sekunde zu Sekunde leichter. Schließlich halten wir unsere



So sieht man aus, wenn man von einer längeren Feindfahrt zurückkehrt



Unsere Siegeszeichen:
Zehn Wimpel



Unsere Flieger, die wir aus
Seenot retten konnten

Kanone nur noch auf den Maschinenraum, und jetzt fängt er allmählich an abzusacken.

Die Boote mit der geretteten Besatzung sind schon ziemlich weit entfernt, als wir drei Mann im Wasser treibend entdecken. Es sind der Dritte und der Vierte Ingenieur und ein Heizer. Der Kapitän hat sich nicht um sie gekümmert. Sie waren unten im Maschinenraum. Er hat sie mit dem Schiff einfach absaufen lassen.

Ich setze hinter den Rettungsbooten her und übergebe ihnen die drei Leute. Dabei habe ich einen kleinen Speech mit diesem christlichen Seemann, der mit den Worten beginnt: „Sie Schweinehund ..." und sich dann entsprechend steigert.

Wir haben jetzt fast vierzigtausend Tonnen umgelegt auf dieser Unternehmung — neununddreißigtausendachthundertfünfundachtzig genau. Wir fangen an, mit uns zufrieden zu werden. Dann aber kommt durch den Rundfunk die Meldung: „Ein deutsches U-Boot ist von Feindfahrt zurückgekehrt und hat vierundfünfzigtausend Tonnen versenkt." Es ist ein Boot, dessen Kommandant bei uns ausgebildet wurde.

Meine Männer machen lange Gesichter, und Steinhagen, der Funkgast, faßte die allgemeine Meinung zusammen: „Es ist bedauerlich", sagte er bitter, „wenn man sieht, wie einem die jungen Leute über den Kopf wachsen."

Sein Kummer erscheint mir etwas kindlich. Aber bei alledem freue ich mich über den Willen zur Tat, der aus der Haltung der Besatzung spricht.

Ich lasse mir den Ersten und Zweiten Wachoffizier kommen. Das Ergebnis unserer Besprechung ist niederschmetternd. Wir haben nur noch sechs Schuß Artillerie und nur ganz wenige Torpedos an Bord.

Von den Torpedos ist einer noch dazu unklar.

In der nächsten Nacht verschießen wir einen Aal ins Blaue. Ein Dampfer mit abgeblendeten Lichtern fährt fern an uns vorbei. Er ist sehr schnell, und wir müssen schießen, wenn wir ihn überhaupt kriegen wollen.

Als der Torpedo das Rohr verlassen hat, beginnt das Zählen.

Fünfzig Sekunden ... jeder Augenblick mehr schmerzt, denn mit jedem Augenblick wird ein Treffer unwahrscheinlicher.

Eine Minute, zwanzig Sekunden ... „Mein schöner Aal", sagt Varendorf und preßt die Lippen zusammen.

Wir nehmen die Jagd auf, aber den Dampfer finden wir nicht mehr, die Dunkelheit hat ihn verschlungen.

Schon im Morgengrauen werde ich wieder geweckt. Der Erste hat einen Dampfer ausgemacht, die „Empire Toucan", siebentausend Tonnen groß.

Unser Boot schlingert schwer in der Dünung.

„Wir müssen ihn mit Artillerie angreifen!" befehle ich.

„Ob wir bei dem Seegang treffen werden?" meint der erste Wachoffizier. Ich zuckte die Achseln. „Jedenfalls müssen wir mit den Aalen noch sparsamer umgehen."

Bootsmaat Meier wird geweckt, der Richtkanonier. Er weigert sich, zu kommen. „Bei dem Wetter schießen?" sagt er dem Läufer, der ihn weckt. „Du kannst einen alten Mann doch nicht auf den Arm nehmen."

Der Posten muß zum zweitenmal kommen und ihm den dienstlichen Befehl von der Brücke überbringen. Schließlich erscheint er verschlafen und mißgelaunt oben.

Ich gebe ihm meine Anweisungen: „Der erste Schuß muß zwischen

den Kanonen sitzen, die man deutlich auf dem Achterschiff erkennen kann, der zweite in der Brücke, damit er nicht funkt!"

„Jawohl, Herr Kapitänleutnant", sagt er und schlägt die Hacken zusammen. Aber seinem Gesicht sieht man an, daß er sagen möchte, die Granaten hätten wir auch sparen können.

Wir stehen alle auf der Brücke und beobachten das Schießen. Denn es ist unsere letzte Munition. Der erste Schuß schlägt genau zwischen die Kanonen. Der zweite trifft ins Vorschiff, der dritte achtern. Der vierte geht ganz fehl. Der fünfte ein Versager und der sechste endlich durchschlägt die Brücke und fängt sich vorn im Windsack.

Ein gespenstischer Anblick: durch den Luftdruck der Detonation richtet sich der Windsack auf, ein ungeheures weißes Gespenst im Morgengrauen, und fällt vorn über dem Mast zusammen.

Trotz des letzten Treffers arbeitet der Funker drüben wie besessen weiter und hämmert sein SOS hinaus in die Nacht.

Jetzt gehen die Leute in die Boote und pullen eilig vom Schiff weg. Nur der Funker bleibt und arbeitet weiter.

Es hilft nichts, wir müssen einen Torpedo opfern, wenn wir uns nicht die ganze Meute auf den Hals hetzen wollen.

Gerade mittschiffs wird die „Empire Toucan" getroffen. Das Schiff bricht durch, taucht tiefer ein und bäumt sich dann nochmal hoch auf. Der Funker drüben arbeitet noch immer.

Plötzlich sehen wir einen Mann über das schräge Deck jagen. Er reißt ein Rotfeuer an und schnellt, die Fackel in den hocherhobenen Händen, im weiten Bogen außenbords herab vom sinkenden Schiff. Erst als er aufs Wasser aufschlägt, verlöscht das rote Licht.

Wir halten auf die Stelle zu, wo er verschwunden ist, aber wir finden ihn nicht mehr.

Dann tauchen Schatten im Norden auf, dunkle Schemen in der Dämmerung. Wahrscheinlich Zerstörer.

Wir haben nur noch einen gebrauchsfertigen Torpedo an Bord. Wir müssen schnell ablaufen.

Drei Minuten später bringt mir Steinhagen einen Funkspruch. Es ist der letzte Spruch der „Empire Toucan": „Torpediert durch U-Boot, schnell sinkend über Achtersteven. SOS."

Und dann ein Dauerstrich ... des Funkers letztes Signal. —

Das nächste Schiff treffen wir zwei Tage später in der Mittagsstunde. Ein griechischer Frachter. Wir erledigen ihn durch einen Torpedoschuß, mit unserem letzten gefechtsklaren Aal. Er hat viertausend Tonnen.

Steinhagen schiebt seinen Kopf durchs Schott: „Herr Kapitänleutnant, reicht's?" fragt er atemlos.

Ich sitze schon und rechne. „Nein", sage ich, „wir haben einundfünfzigtausend Tonnen, und der andere hat dreitausend mehr."

Eine Welle von Enttäuschung geht durch das Boot.

Der Rückmarsch wird angetreten, mit einem unklaren Torpedo an Bord.

Ich lasse mir den Mechanikermaat kommen. „Versuchen Sie nochmal alles, was Sie können, um den Aal zur Räson zu bringen", sage ich. Er geht.

Am nächsten Morgen meldet er den Aal klar.

Es ist ein ruhiger, klarer Sommermorgen. Wir fahren in Küstennähe, die See ist unbewegt. Da meldet der Ausguck: „Steuerbord voraus ein Dampfer!" Ein riesiger Kasten mit zwei Schornsteinen, der da aus der Sonne heraus in wilden Zickzackbewegungen auf uns zu jagt. Seine Farbe ist gegen das Licht nicht zu erkennen, aber an

der Silhouette merke ich, daß wir ein Schiff der „Ormonde"-Klasse vor uns haben. „Ormonde"-Klasse — das bedeutet über fünfzehntausend Tonnen.

„Kameraden", sage ich und merke selber, wie mir die Erregung die Kehle zuschnürt, „drückt den Daumen! Ob wir das schaffen bei den unsicheren Unterlagen?"

Dann das Kommando: „Rohr los!"

Warten ... warten ... warten ...

Qualvoll langsam tropfen die Sekunden. Das Schiff ist weit weg. Zu weit weg wahrscheinlich, denke ich.

Da springt drüben, gerade mittschiffs, eine Wassersäule hoch, schießt weit über die Masten hinaus, und gleich darauf hören wir in unserem Boot das Zischen und Krachen der Detonation.

Der riesige Kasten wälzt sich schwerfällig nach Steuerbord hinüber. In aller Hast werden Boote ausgesetzt. Viele Boote. Dazwischen schwimmen Hunderte von Köpfen im Wasser. Es ist nicht möglich, ihnen zu helfen. Die Küste ist zu nah, und das Schiff schwimmt auch noch. Auf seinem Vorderdeck sind deutlich die Kanonen zu erkennen. Unter Wasser laufen wir ab. Und als wir ein paar Minuten später wieder auftauchen, schwimmen nur noch die Rettungsboote auf der morgenstillen See.

Ich gehe hinunter in meinen Verschlag, um die Eintragung ins Kriegstagebuch zu machen. Vor dem Kugelschott der Zentrale stutze ich einen Augenblick. Ein Schild hängt da, es trägt in großen Buchstaben die Aufschrift:

66 587 Tonnen.
Auswendig lernen.

12. Scapa Flow

Wir stehen nach dem Essen noch plaudernd in der Messe unseres Wohnschiffs herum. Eine Ordonnanz reißt die Tür auf. Auf der Schwelle steht Kapitän zur See von Friedeburg.

„Herrschaften, mal herhören! Korvettenkapitän Sobe und die Kapitänleutnante Wellner und Prien sollen nachher zum F. d. U. auf die Weichsel kommen."

Ein kurzer Gruß, er geht.

Wir sehen uns an, und mein Flottillenchef fragt: „Na, was gibt's denn da? Haben Sie was ausgefressen? Oder haben Sie sich in den Haaren gehabt?"

Er sieht erst Wellner an, dann mich. Wellner antwortet für uns beide.

„Nein, Herr Kapitän."

Zehn Minuten später schon steigen wir in eine Barkasse, die längsseit liegt, und fahren hinüber zur Weichsel. Der Hafen ist sonntäglich still. Auch wir schweigen.

Ich denke darüber nach, was der F. d. U. wohl will. Denn ein solcher Befehl am Sonntag ist ungewöhnlich. Auch die anderen hängen ihren Gedanken nach.

Als wir auf der Weichsel ankommen, steht gerade eine U-Boot-

Besatzung angetreten auf der Tirpitz-Mole. Der Kommodore schreitet ihre Front ab.

Wir gehen in die Messe und warten. Die Minuten dehnen sich, bis ein Läufer erscheint. Er klappt die Hacken zusammen: „Melde Herrn Kapitän, Herr Kapitän sollen zum F. d. U. in die Chefmesse kommen."

Sobe geht, und wenige Minuten später folgt ihm Wellner. Ich bleibe allein, trete ans Fenster und starre hinaus. Was kann er nur wollen, grüble ich. Der Gedanke ist schon beinahe quälend.

Endlich kommt der Läufer zurück. „Herr Kapitänleutnant sollen zum F. d. U. kommen."

Der Läufer geht voran, ich folge ihm die Treppen hinauf. Dann stehe ich in dem hellen Raum, dem F. d. U. gegenüber.

In der Mitte ein großer Tisch, von Karten bedeckt, im Hintergrunde der Flottillenchef und Wellner.

„Melde mich gehorsamst zur Stelle."

„Danke, Prien."

Der F. d. U. schüttelt mir die Hand. „Und nun hören Sie mal zu: Wellner, fangen Sie nochmal von vorne an."

Wellner tritt an den Tisch und beugt sich über die Karte.

„Die Bewachung ist überall wie üblich. Die besonderen Maßnahmen, die ich im Kriegstagebuch angeführt habe, befinden sich an folgenden Punkten ..." Dabei deutet er auf einige Stellen der Karte.

Ich folge mit den Augen seiner Hand. Er weist auf die Orkney-Inseln. In der Mitte des Kartenbildes aber steht groß: Bucht von Scapa Flow.

Wellner erklärt noch weiter, aber im Augenblick kann ich ihm nicht

folgen. Alle meine Gedanken kreisen um den Namen: Scapa Flow! Dann spricht Kommodore Dönitz, der Führer der U-Boote: „Im Weltkrieg lagen die englischen Sperren hier", er neigt sich zur Karte hinunter und zeigt mit der Zirkelspitze die Stellen, „wahrscheinlich werden sie wieder dort liegen. Hier ist damals Emsmann vernichtet worden", die Zirkelspitze deutet auf den Hoxa-Sound, „und hier", ein Strich mit dem Zirkel, „sind die üblichen Ankerplätze der englischen Flotte.

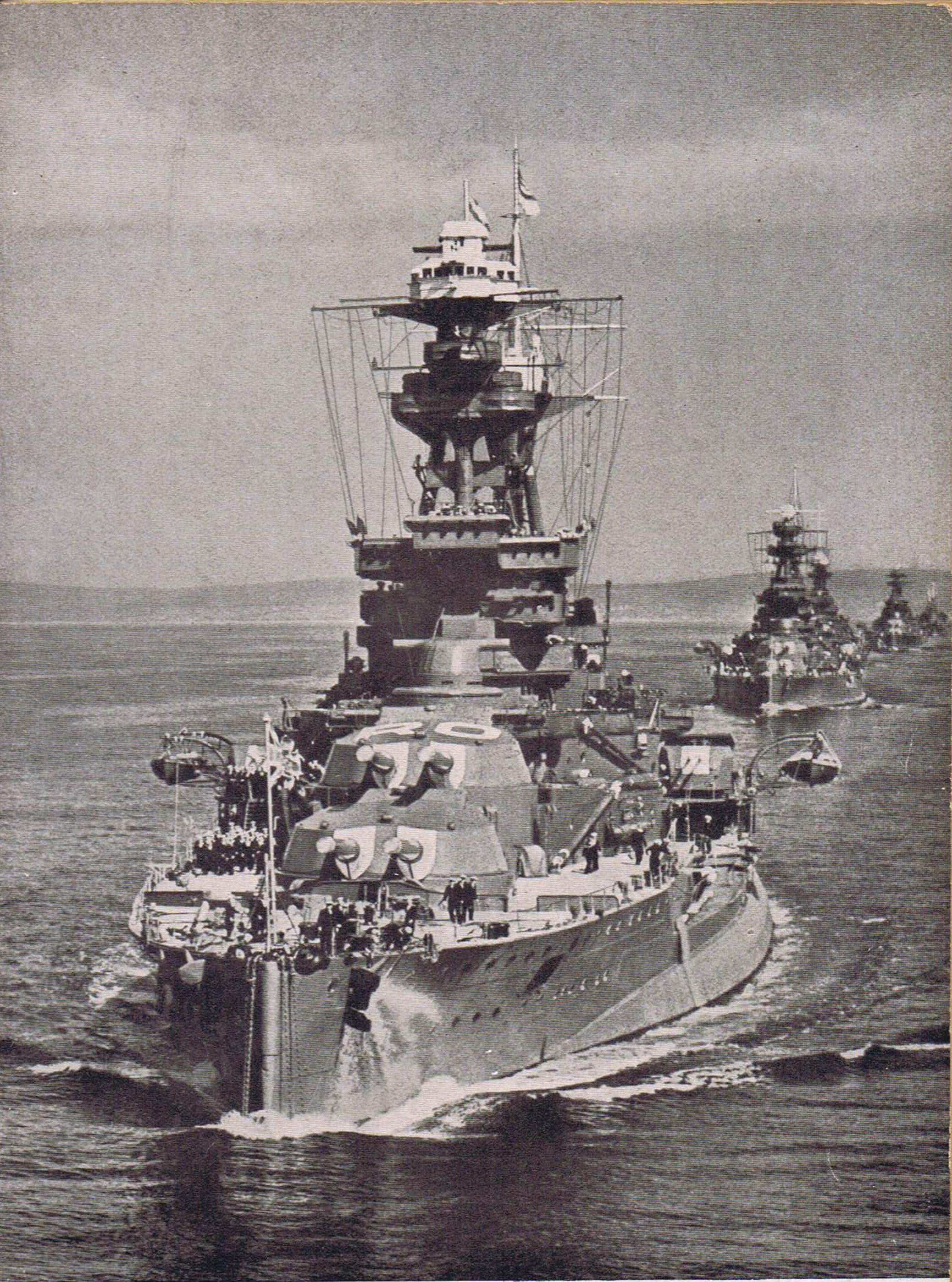
Alle sieben Einfahrten in die Bucht werden gesperrt und gut bewacht sein. Trotzdem könnte ich mir vorstellen, daß ein entschlossener Kommandant hier" — die Zirkelspitze wandert auf der Karte — „hereinkann. Es wird nicht einfach sein, denn die Strömung läuft sehr stark zwischen den Inseln. Aber trotzdem glaube ich, es müßte gehen!"

Er hebt den Kopf. Ein scharfer, forschender Blick unter gesenkter Stirn.

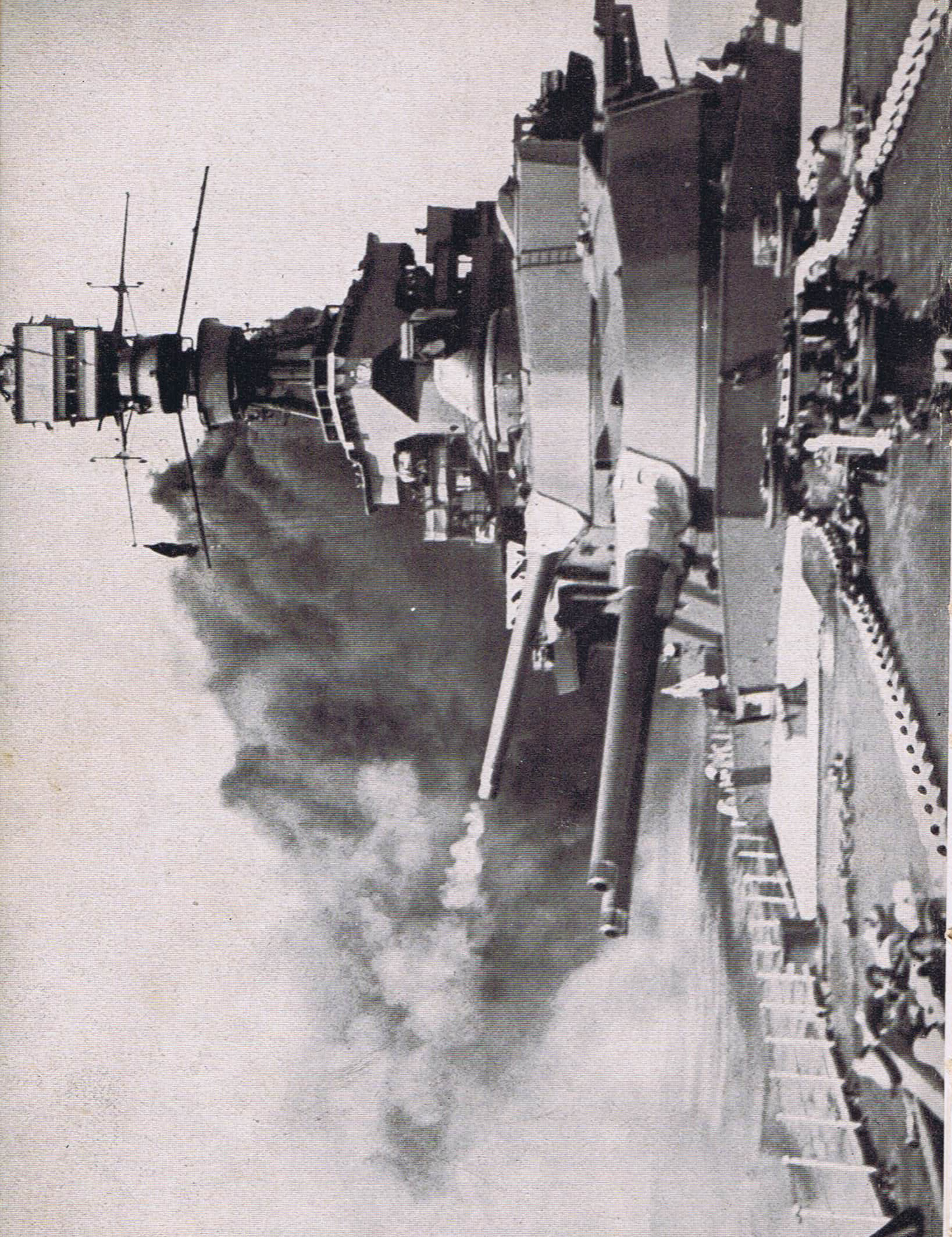
„Was halten Sie davon, Prien?"

Ich starre auf die Karte. Aber ehe ich antworten kann, fährt der Kommodore fort:

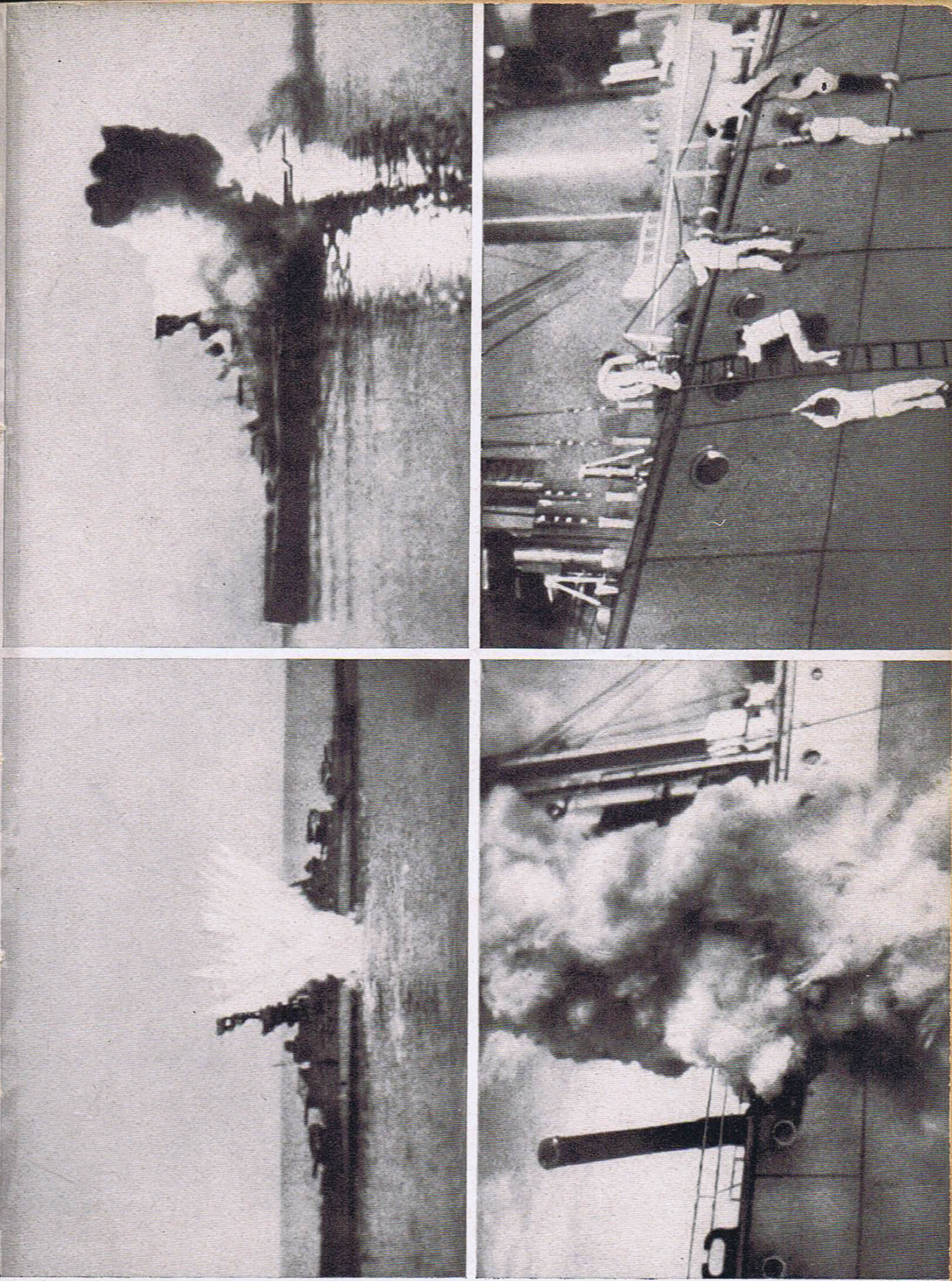
„Ich will jetzt keine Antwort. Überlegen Sie sich die Sache in Ruhe. Nehmen Sie alle Unterlagen mit und rechnen Sie sich alles gründlich durch. Bis Dienstag mittag erwarte ich Ihre Entscheidung." Er richtet sich auf und sieht mir gerade in die Augen. „Ich hoffe, daß Sie mich recht verstehen, Prien. Sie sind in Ihrem Entschluß völlig frei. Wenn Sie zu der Überzeugung kommen, daß sich die Unternehmung nicht durchführen läßt, melden Sie es mir." Und mit starker Betonung: „Es fällt dann absolut kein Makel auf Sie, Prien. Sie bleiben für uns immer der alte."



Das englische Schlachtschiff „Royal Oak“



Das Schlachtschiff „Repulse“ während einer Gefechtsübung



Die „Royal Oak" torpediert! Aufnahmen aus einem englischen Film, in dem das Schlachtschiff sein späteres Schicksal voraus „spielte"





Bring Deeps, der Westteil von Scapa Flow

Der „Stier von Scapa Flow"

Ein Händedruck. Ich nehme Karte und Berechnungen an mich. Der Deutsche Gruß, und draußen bin ich.
Ich fahre hinüber zum Beischiff „Hamburg". Ich schließe Karten und Berechnungen in den kleinen stählernen Safe ein. Dann gehe ich nach Hause.
Unterwegs grüßen mich Soldaten, ich danke ihnen mechanisch. In mir ist eine ungeheure Spannung. Wird sich's machen lassen? Der Verstand rechnet und fragt, aber der Wille sagt schon jetzt, es muß gehen.
Zu Hause steht das Essen schon auf dem Tisch. Begrüßung mit Frau und Kind. Meine Gedanken umkreisen unablässig den einen Pol: Scapa Flow.
Nach dem Essen bitte ich meine Frau, allein spazierenzugehen. Ich muß noch arbeiten. Sie nickt und lächelt, ein bißchen wehmütig. „Ach so, die nächste Unternehmung." Aber sie geht, ohne weiter zu fragen. Sie ist selbst Soldatenkind.
Als sie fort ist, gehe ich schnell hinunter zum Beischiff „Hamburg". Aus dem Panzerschränkchen hole ich die Mappe mit Karten und Berechnungen und nehme sie mit in meine Wohnung.
Dann sitze ich am Schreibtisch unter der kleinen, gelben Lampe, Karten und Pläne vor mir ausgebreitet, und rechne alles durch, wie eine mathematische Aufgabe. Wunderbar, die Überlegtheit, mit der das alles geplant ist!
Draußen ist es schon dunkel, als ich mit der Arbeit fertig bin. Ich packe die Papiere zusammen und bringe sie wieder zum Hafen hinunter. Die Stadt ist still und finster, nur am Himmel brennen groß und klar die Sterne.
Am nächsten Morgen lasse ich mich bei Kapitän von Friedeburg

melden. Er empfäng mich sofort. „Na", sagt er und sieht mich mit zusammengekniffenen Augen an, „wie ist's, Prien?"

„Wann kann ich dem F. d. U. Meldung machen, Herr Kapitän?"

„Also du fährst?"

„Jawohl."

Er läßt sich schwer in den Schreibsessel fallen und greift nach dem Telefonhörer. „Ich hab's mir eigentlich gedacht", sagt er dabei, „nur wegen der Heirat hatte ich ein bißchen Angst."

Dann spricht er in den Apparat: „Jawohl, Herr Kommodore, Prien ist bei mir. Um vierzehn Uhr, jawohl."

Er steht auf. „Um zwei Uhr heut mittag beim F. d. U.", sagt er. „Der große Löwe wartet schon."

Punkt zwei Uhr bin ich beim Kommodore. Als ich eintrete, sitzt er am Schreibtisch.

„Melde mich gehorsamst zur Stelle."

Er dankt nicht, es ist, als hätte er meine Ehrenbezeigung übersehen. Er sieht mich nur mit einem langen Blick an und fragt:

„Ja oder nein?"

„Jawohl, Herr Kommodore."

Der Schatten eines Lächelns. Schon wieder ernst, fragt er eindringlich: „Haben Sie sich das genau überlegt? Haben Sie an Emsmann und Henning gedacht?"

„Jawohl", sage ich.

„Dann rüsten Sie Ihr Boot aus", sagt er. „Der Auslauftermin wird noch bekanntgegeben."

Er steht auf, kommt um den Schreibtisch herum, schüttelt mir die Hand. Er sagt nichts, aber sein Händedruck ist fest.

Am 8. Oktober um 10 Uhr morgens laufen wir aus. Es ist wieder

ein Sonntag, ein klarer, schöner Tag im Spätherbst. Kapitän von Friedeburg ist am Pier und der Adjutant des Flottillenchefs. Ich stehe noch eine Weile mit ihnen oben auf der Mauer und sehe zum Boot hinüber, das an den Pfählen vertäut liegt. Die Männer sind schon an Bord.

Wir gehen auf der Kaimauer auf und nieder. Wir sprechen kaum ein Wort. Nur ganz zum Schluß sagt Friedeburg: „Also, Prienchen, wie's auch kommen mag, viele tausend Tonnen sind dir sicher. Und sonst Hals- und Beinbruch!"

Ich grüße, er dankt. Dann gehe ich über den Laufsteg hinüber zum Boot. Die Leinen werden losgeworfen, das Röhren der Diesel dröhnt immer mächtiger durch den zitternden Leib des Bootes. Dann schaukeln wir langsam in die graugrüne See hinaus, Kurs Nordnordwest ... Kurs Scapa Flow.

Die beiden Gestalten am Ufer versinken in dem zarten, grauen Dunst, das Land versinkt. Und dann ist nur noch der Himmel da und das Meer, ein grünes, herbstlich kaltes Meer, und eine müde Sonne, die ihr blasses Licht über die See schüttet.

Kurs Nordnordwest — keiner an Bord kennt das Ziel, nur ich allein. Wir sichten einen Fischlogger und tauchen. Wir sehen die Rauchfahnen ferner Schiffe über den Horizont wehen, und wir jagen ihnen nicht nach. Die Männer sehen mich an, fragend und forschend, aber keiner sagt etwas, und ich muß schweigen.

Es ist schwer, zu schweigen vor solchen Kameraden.

Das Wetter, das am ersten Tage schön und sonnig war, verschlechtert sich mehr und mehr. Wir fahren mitten in ein Tief hinein, das von Irland herüberzieht. Der Wind wird stärker, und die Wachen, die auf den Turm gehen, müssen Ölzeug anziehen.

Auf der Höhe von Duncansby Head fällt das Barometer auf 978. Der Wind wird immer stärker. Wir haben jetzt mindestens Windstärke acht, in den Böen wahrscheinlich noch mehr. Die Seen recken sich auf, groß und dunkel, mit weißen Schaumbändern geädert, und die Wellenkronen leuchten in fahler Helle durch die Nacht.

Wir stehen auf dem Turm, unsere Augen bohren sich voraus in die Dunkelheit. Es ist nichts zu sehen. Kein Stern, denn der Himmel ist verhängt von schwerem Gewölk, aus dem unablässig ein feiner Sprühregen niederrieselt. Und auch kein Feuer leuchtet uns, denn der Krieg hat sie mit einer Handbewegung alle ausgelöscht. Nur Dunkelheit ist um uns, aus der die Schaumkronen der Wellen schimmern wie weißes Porzellan.

Backbord voraus ein Schatten über den Wellen, mehr zu ahnen als zu sehen: die Inseln.

Endraß beugt sich zu mir: „Wollen wir eigentlich die Orkneys besuchen, Herr Kapitänleutnant?"

Die Zeit ist da, wo ich reden darf. „Halten Sie sich fest, Endraß", sage ich, „wir gehen rein nach Scapa Flow."

Ich kann sein Gesicht nicht sehen. Der Wind bläst und das Wasser rauscht. Und dann sagte eine Stimme, ganz ruhig, ganz fest: „Das geht klar, Herr Kapitänleutnant, die Sache geht klar."

Endraß, Mensch, Kerl, denke ich, etwas Besseres konntest du mir nicht sagen in dieser Stunde.

Aber ich sage nur: „Wir laufen jetzt ab von der Küste und legen uns auf Grund. Dann sollen die Leute vorn im Bugraum antreten!"

Allmählich geht der Schatten der Küste unterm Horizont unter. Wir sind wieder ganz allein zwischen dem dunklen Himmel und dem dunklen Meer. Eine halbe Stunde später machen wir das Turmluk

dicht. Das tiefe Brummen der Ventilatoren dröhnt durch das Boot. Dann rauscht glucksend das Wasser in die Zellen: wir tauchen.

Das Rauschen des Windes hört auf, die See wird still. Wir sinken hinab in das Schweigen der Tiefe. Ein paar kurze Kommandos an die Tiefenrudergänger, das helle durchdringende Summen der elektrischen Maschinen, dann ein kleiner, kaum wahrnehmbarer Stoß, die Maschinen stoppen — wir liegen auf Grund.

Es ist der 13. Oktober, vier Uhr früh.

Ich gehe nach unten vorn zum Bugraum. Die Leute sind schon alle versammelt. Sie stehen an den Wänden herum, hocken gebückt in den Kojen. Das grelle Licht der schirmlosen Lampen läßt ihre Gesichter kalkig weiß erscheinen. Darin tiefschwarz die überschatteten Augenhöhlen. „Wir laufen morgen nach Scapa Flow ein", sage ich ohne jede Einleitung.

Es ist ganz still, so still, daß man irgendwo Wassertropfen fallen hört ... klick ... klick.

„Zunächst geht alles auf Ruhestation und schläft, außer der Grundwache. Die Grundwache weckt den Koch um vierzehn Uhr, um sechzehn Uhr wird Mittag gegessen. Danach gibt es für die Dauer der Unternehmung kein warmes Essen mehr. Nur Teller mit Butterbroten werden vom Koch in allen Räumen aufgestellt, und als Taschenproviant bekommt jeder eine Tafel Schokolade.

Alles überflüssige Licht wird gelöscht. Wir müssen Strom sparen. Keiner hat sich unnötig zu bewegen, denn wir liegen auf Grund bis heute abend und müssen haushalten mit der Luft.

Bei der Unternehmung selbst absolute Ruhe. „Keine Meldung darf doppelt gegeben werden. Verstanden?"

„Jawohl, Herr Kapitänleutnant!" Es kommt wie aus einem Munde.

„Wegtreten auf Ruhestation!"
Schweigen. Sie hocken auf ihren Kojen und sehen mich an. Ihre Gesichter sind ganz ruhig, nichts ist ihnen anzumerken, kein Erstaunen und keine Furcht.
Ich gehe nach hinten in meinen Verschlag und lege mich auf die Koje. Über mir die weißgestrichene Bootswand, aus der ein paar Nietenköpfe hervorragen.
Die Lichter werden gelöscht, eins nach dem anderen. Halbdunkel im Boot. Alles ganz still, nur draußen gluckst manchmal die See an den Bootswänden, und in der Zentrale unterhält sich flüsternd die Grundwache.
Ich möchte schlafen, aber ich kann nicht. Ich muß an die Männer denken, die vorn in den Kojen liegen. Sie sind alle lange genug auf dem Boot, um zu wissen, was die Unternehmung morgen bedeutet. Aber keinem hat man auch nur das geringste angemerkt. Sie schweigen. Und wenn einer in diesen Stunden etwas mit sich auszumachen hat, dann tut er es still und ohne Worte.
Ich möchte schlafen, aber ich kann nicht. Ich schließe die Augen und sehe die Karte von Scapa Flow vor mir: die Bucht mit den sieben Einfahrten — und durch eine muß ich hinein. Ich versuche mir den Weg vorzustellen.
Schließlich halte ich es nicht mehr auf der Koje aus. Auf Zehenspitzen schleiche ich durchs Boot. Der lange, halbdunkle Raum ist von seltsamer Unruhe erfüllt. Sie räuspern sich, sie wälzen sich schwer atmend in ihren Kojen herum, ein paar heben die Köpfe.
In der Offiziersmesse steht Spahr, mein langer Obersteuermann, über die Karte gebeugt.
„Sie hier?"

„Herr Kapitänleutnant. Ich mußte mir die Karte nochmal ansehen", sagt er wie zur Entschuldigung.

Wir stehen nebeneinander und starren wortlos auf das Kartenbild. Dann fragt Spahr flüsternd: „Glauben Sie wirklich, Herr Kapitänleutnant, daß wir da reinkommen?"

„Ja, Spahr", sage ich, „bin ich ein Prophet?"

„Und wenn es nun doch anders ist?"

„Dann haben wir eben Pech gehabt, Spahr."

Der Vorhang von einer Koje wird raschelnd zurückgezogen. Endraß' Kopf erscheint.

„Und wenn Sie mich vors Kriegsgericht bringen, Herr Kapitänleutnant, ich kann nicht mehr schlafen."

„Schnabel halten, Luft sparen", zische ich ihn an, und aufseufzend taucht er wieder in seiner Matratzengruft unter.

Ich schleiche zurück zu meiner Koje und lege mich wieder hin. Diesmal gelingt's mir, einzuschlafen. Aber es ist ein ganz leichter Schlaf. Die Sinne bleiben sprungbereit, so, wie Tiere auf freier Wildbahn schlafen.

Um vierzehn Uhr höre ich, wie die Grundwache den Koch weckt, und unter halbgeschlossenen Lidern sehe ich ihn vorbeischleichen.

Er hat sich die Füße mit Lappen umwickelt, um kein Geräusch zu machen. Denn die Horchgeräte des Feindes sind scharf. Wenn es das Unglück will, kann man sogar den Tritt eines Stiefels auf den eisernen Flurplatten hören.

Um sechzehn Uhr werden wir alle geweckt. Essenszeit. Es gibt Kaßlerrippe mit Grünkohl, ein Festtagsessen, und die Backschafter müssen mehr als einmal laufen.

Ich sitze mit Wessels, Endraß und Varendorff am Tisch. Varendorff

unterhält uns alle. Er ist von einer quecksilbrigen Lebendigkeit wie ein Junge vor einem großen Streich.

Die Backen werden abgeräumt. Drei Mann gehen durch das Boot und schlagen die Sprengpatronen an. Wenn wir dem Feind in die Hände fallen, jagen wir das Boot in die Luft.

Ich gehe noch einmal durch alle Räume und gebe die letzten Instruktionen. Während der ganzen Aktion darf nicht geraucht werden, und noch einmal als Wichtigstes: kein überflüssiges Wort darf fallen.

Die letzten Vorbereitungen. Jeder sieht seine Schwimmweste nach. Ein letzter Blick auf den Tauchretter. Der Obersteuermann legt seine Karte klar, und wir, die wir hinaufgehen auf den Turm, ziehen das wasserdichte Gummizeug an.

Neunzehn Uhr. Jetzt muß es Nacht sein oben. Kurze Kommandos: „Auf Tauchstationen!" Und dann: „Boot vom Grunde lösen!"

Die Lenzpumpen fangen an zu surren, und Wessels, der L. I., meldet mit gedämpfter Stimme: „Boot löst sich vom Grund ... Ein Meter über Grund ... zwei Meter über Grund."

Das helle Singen der E-Maschinen setzt ein, das Boot steigt.

Ich gehe hinauf zum Turm. Langsam, vorsichtig wird das Sehrohr ausgefahren, und suchend tastet oben sein gläsernes Auge den ganzen Horizont ab. Es ist Nacht.

Ich hole einmal tief Atem und kommandiere: „Auftauchen!"

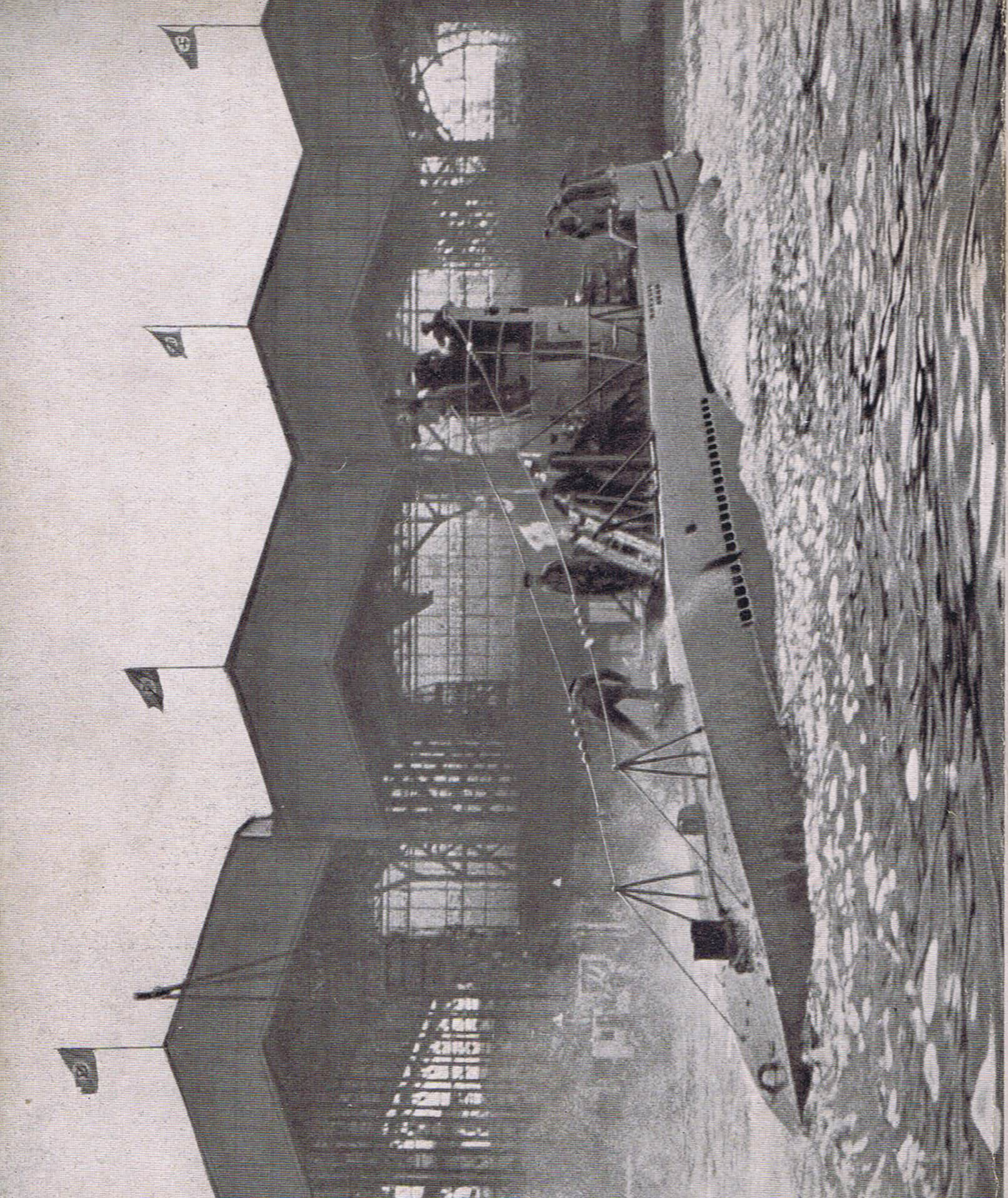
Druckluft strömt in die Zellen, aus denen gurgelnd das Wasser entweicht. Das Sehrohr schrumpft in das Boot zurück wie das ausgestreckte Fühlhorn einer Schnecke. Und dann — der dumpfe Laut, mit dem das Boot oben anlangt und dümpelnd, wie betrunken von der Tiefenfahrt, durchkippt.

Das Turmluk springt auf mit einem dumpfen Knall. Ein frischer





Begrüßung durch Konteradmiral Dönitz und Admiral Carls



Das Boot vor seiner Bauwerft



Begrüßung bei der Heimkehr von Scapa Flow durch einen deutschen Kreuzer



Meine Besatzung

Luftstrom. Wir klettern, so schnell wir können, hinaus, die beiden Wachoffiziere, der Bootsmann und ich.

Ich lausche mit angespannten Sinnen hinaus in die Dunkelheit. Nichts zu sehen, nichts zu hören. Der Wind hat sich gelegt. Nur eine flache Dünung läuft noch hinter ihm her.

Ich blicke mich um. Und schon kommen die Meldungen der anderen, mit halber Stimme und dennoch deutlich: „Backbord nichts ... Steuerbord nichts ... Achteraus nichts zu sehen."

„Boot durchlüften!" kommandiere ich, und die beiden Lüfter beginnen grollend zu arbeiten.

„Beide Diesel!" Und von unten herauf tönt's dumpf: „Beide Diesel sind klar!"

„Beide E-Maschinen stopp! Beide Diesel langsame Fahrt voraus!"

Das gute, so vertraute Brummen der Diesel-Motoren setzt ein, und das Boot nimmt mit aufrauschender Bugwelle Fahrt auf.

Die Augen haben sich an die Nacht gewöhnt. Man sieht alles ganz deutlich, zu deutlich beinah: das Boot, die heranrollenden Wellenberge und darüber dunkel den Streif der fernen Küste.

„Merkwürdig hell heute", sage ich.

„Ich weiß bloß nicht wovon, Herr Kapitänleutnant", antwortet Endraß. Eine eigentümliche Helle, nicht vom Mond, auch nicht von einem Scheinwerfer, man kann die Lichtquelle nicht sehen. Es ist, als ob im Norden hinter dem Horizont riesige Soffitten angezündet wären und die Wolkendecke anstrahlten.

Nordlicht! Es trifft mich wie ein Schlag. Daran hat keiner gedacht. Wir hatten Neumondnacht ausgesucht für die Unternehmung. Und nun ist es dämmerig und wird immer heller. Denn der Nordwind bläst und schiebt den Wolkenvorhang weg nach Süden.

Ob ich doch noch einen Tag auf Grund gehe und es morgen wieder versuche? Zwei Nächte hintereinander kommt das Nordlicht selten in diesen Breiten. Ich drehe mich um. Endraß steht da, das Glas vor den Augen, und starrt nach Backbord übers Meer.

„Na, Engelbert", frage ich, „wie ist's?"

„Gutes Büchsenlicht, Herr Kapitänleutnant", stellt er ruhig fest. Und im gleichen Augenblick höre ich, wie Varendorff dem Signalgast zuraunt:

„Mensch, Hänsel, das wird 'n Ding diese Nacht!"

Vielleicht ist kein Nordlicht mehr da, denke ich, ob meine Jungens aber morgen noch diese Stimmung haben? Und ich sage laut: „Auf neuen Kurs gehen! Beide Maschinen halbe Fahrt voraus!"

Die Bugwelle rauscht stärker auf, und Flocken von weißem Gischt sprühen übers Deck. Wir stehen wieder, die Gläser an den Augen, und spannen hinaus in die Nacht.

Es ist merkwürdig, wie die Verantwortung die Sinne schärft. Vor uns, sehr fern, ein Schatten auf dem Wasser ... ganz vage, kaum zu erkennen durchs Glas. Vielleicht nur ein Fischlogger, vielleicht ein fern vorüberziehender neutraler Dampfer. Aber jetzt — in unserer Lage — bedeutet jede Begegnung Gefahr.

„Alarm! ... Tauchen! ..." Wie aufgescheuchte Mäuse verschwinden wir durchs Turmluk im Innern des Bootes.

„Fluuuten!" Das Wasser rauscht murmelnd in die Zellen. Ich hocke am Sehrohr und suche das fremde Schiff. Von unten her, aus dem Schiffsbauch, dringt Wessels Stimme, der dem Tiefenrudergänger Befehle gibt. Dazwischen Spahrs tiefes, ruhiges Organ: „An Kommandant! Zeit zur Kursänderung zwo Dez nach Steuerbord."

„Steuerbord fünfzehn!" rufe ich zurück.

Und nach einer Weile der Gefechtsrudergänger: „Neuer Kurs liegt an!" Schmidt arbeitet prachtvoll.

Der Schatten oben ist verschwunden. Dafür hat jetzt der Nordwest die kompakten Kumuluswolken fast ganz nach Süden weggeschoben, nur ein hauchdünner Dunstschleier schleppt noch hinter ihnen her über den Himmel. In diesem Schleier aber blendet immer heller das Nordlicht auf, rötlichgelbe und blaue Strahlen bis zum Zenit des Himmels schießend. Es ist ein magisches Licht, ein Licht wie am Jüngsten Tage.

Wir sind näher unter Land gekommen. Die Berge treten enger zusammen und ihre Profile stehen schwarz und düster gegen den hellen Himmel. Ihre Schatten aber fallen dunkel und hart in das fahl leuchtende Wasser. Wir tauchen in die Schattenschlucht ein, an deren Ende ein fremder Himmel lodert.

„Herr Kapitänleutnant, haben Sie schon mal nach dem Nordlicht gekuckt?" sagt hinter mir eine ruhige, etwas tranige Stimme. „So was habe ich noch nicht gesehen."

Ich fahre herum. „Mensch ...", grobse ich ihn an. Aber ich verstumme sofort wieder, als ich Samann ansehe. Er steht da, die Augen weit aufgerissen wie ein Kind, dem man Märchen erzählt. Und doch weiß er so gut wie ich, was auf dem Spiel steht, geht's mir durch den Kopf.

Ich kehre mich wortlos wieder um.

Die Schatten der Berge von rechts und links wachsen zusammen. Das Wasser ist dunkel geworden. Der Widerschein des Himmels ist verschwunden.

Und dann mit einemmal wird es hell. Eine Bucht öffnet sich, weit gedehnt bis zum Horizont. Unbewegtes Wasser, in dem der brennende

Himmel sich spiegelt. Es sieht aus, als wäre die See von unten her erleuchtet.

„Wir sind drin!" gebe ich nach unten durch.

Keine Antwort. Aber mir ist, als wenn das ganze Boot den Atem anhielte und das Herz der Motoren leiser pochte und schneller.

Es ist eine große Bucht. Und obwohl die Berge, die sie säumen, sehr hoch sind, wirken sie vom Boot aus wie eine flache Dünenkette. Langsam, nach allen Seiten äugend, schieben wir uns in das stille Wasser vor.

Da — ein paar Lichter. Dicht über dem Wasser flimmern sie wie herabgefallene Sterne. Ich fühle, wie mir das Blut in den Schläfen klopft.

Aber es sind nur Tanker, die dort vor Anker schlafen.

Endlich ... dort ... ganz dicht unter Land ... die wuchtige Silhouette eines Schlachtschiffes! Hart, klar, wie mit schwarzer Tusche in den leuchtenden Himmel eingezeichnet: die Brücke, der mächtige Schornstein, und dahinter, wie zierliche Filigranarbeit, der lange, hohe Mast.

Näher heran — näher ...

In solchen Stunden setzt das Gefühl aus. Man denkt mit dem Boot, man ist das Hirn dieses stählernen Tieres, das sich da an das große, übermächtige heranschleicht. In solchen Sekunden muß man in Eisen und Stahl denken — oder untergehen.

Immer näher! Jetzt kann man deutlich die Kuppeln der Geschütztürme erkennen, aus denen sich drohend die Rohre recken. Wie ein schlafender Riese liegt das Schiff mit abgeblendeten Lichtern da.

„Ich glaube, ein Schiff von der ‚Royal Oak'-Klasse", flüstere ich, und Endraß nickt stumm.

Noch näher. Und plötzlich wuchtet hinter dem ersten die Silhouette

eines zweiten Schlachtschiffes empor, ebenso groß, ebenso mächtig wie das erste.

Am Vordersteven der „Royal Oak" vorbei können wir seine Deckaufbauten erkennen: die Brücke, den vorderen Geschützturm. Es ist die „Repulse".

Sie müssen wir zuerst angreifen, denn die „Royal Oak", dicht vor uns, ist uns ohnehin sicher. „Alle Rohre klar!"

Wie ein Echo pflanzt sich das Kommando unten im Boot fort. Sonst hören wir nichts. Nur den gurgelnden Laut, mit dem das Wasser in die Rohre schießt, nur das scharfe Zischen der Preßluft, nur das harte, metallische Klicken, mit dem der Fertighebel wieder einschnappt. Dann, sekundenschnell, kommt's zurück: „Rohr eins ist fertig!"

„Rohr ... Achtung! Rohr ... los!" befiehlt Endraß.

Ein Stoß läuft zitternd durch das Boot: der Torpedo hat das Boot verlassen.

Wenn er es doch treffen würde ... er muß ja treffen ... der Vordersteven war ja mitten im Fadenkreuz ...

Und von unten zählt Spahrs dunkle Stimme langsam: „Fünf Sekunden ... zehn Sekunden ... fünfzehn ..."

Die Zeit wächst zur Ewigkeit. Kein Laut im ganzen Boot. Nur Spahrs Stimme, die schwer in die Stille tropft: „Zwanzig Sekunden ..."

Die Augen saugen sich am Ziel fest. Aber noch immer ragt die stählerne Festung starr und unbeweglich empor. Plötzlich steigt am Bug der „Repulse" eine Wassersäule auf, und gleich darauf erreicht uns das dumpfe Dröhnen einer Detonation. Es klingt, als wenn fern in den Bergen irgendwo gesprengt würde.

„So, der hat sein Teil", sagt Endraß.
Ich habe keine Zeit, zu antworten. „Nächstes Rohr ... Fertig!" kommandiere ich. Dann manövriere ich das Boot auf die „Royal Oak" ein. Wir müssen uns beeilen, sonst haben wir sie auf dem Halse, ehe wir den nächsten Schuß abgeben können.
„Backbord V!" Das Boot dreht sich langsam nach Backbord.
„Mitschiffs!" „Recht so!" Wir halten gerade auf die „Royal Oak" zu. Immer gewaltiger wächst sie vor uns auf mit den hohen Decksbauten ... ihr Schatten scheint auf uns zuzukommen, nach uns zu greifen.
Schmidt steuert, als wenn er selbst das Ziel sähe. Immer zeigt der Visierfaden ganz genau mitschiffs.
Jetzt ist's soweit. „Rohr ... los ...!" kommandiert Endraß.
Wieder zittert der Rückstoß des Abschusses durch das Boot, und wieder beginnt Spahrs Stimme monoton zu zählen: „Fünf ... zehn ..."
Dann aber geschieht etwas, was keiner ahnte, was keiner, der es gesehen hat, je wieder im Leben vergessen wird. Drüben wallt ein Wasservorhang auf. Es ist so, als ob das Meer plötzlich aufstünde. Dumpfe Schläge ertönen rasch hintereinander wie Trommelfeuer einer Schlacht und wachsen zusammen zu einem einzigen ohrenzerreißenden Krachen. Flammengarben sprühen auf — blau — gelb — rot.
Der Himmel verschwindet hinter diesem höllischen Feuerwerk. Schwarze Schatten fliegen wie riesige Vögel durch die Flammen, fallen aufklatschend aufs Wasser. Meterhohe Fontänen springen auf, wo sie niederfallen. Mächtige Brocken sind's von den Masten, von der Brücke, von den Schornsteinen.

Wir müssen direkt in eine Munitionskammer getroffen haben, und die todbringende Ladung hat diesmal den Leib des eigenen Schiffes zerrissen.

Ich nehme die Augen nicht vom Glas weg. Es ist, als wäre das Tor zur Hölle plötzlich aufgerissen, und ich sähe mitten hinein in das flammende Inferno.

Ein Blick nach unten in mein Boot. Dort ist's dämmerig und still. Man hört nur das Arbeiten der Maschinen, Spahrs gleichmütige Stimme und die Antworten des Rudergängers. Und ich fühle wie nie zuvor die Verbundenheit mit den Männern da unten, die ihre Pflicht tun, stumm und blind, die den Tag nicht sehen und nicht das Ziel, das sie bekämpfen, und die, wenn es sein muß, im Dunkel sterben.

Ich rufe herunter: „Der ist erledigt!"

Schweigen sekundenlang. Und dann ein Aufbrüllen, ein einziger tierischer Schrei, in dem sich die furchtbare Spannung der letzten vierundzwanzig Stunden entlädt. Ein Schrei, so, als ob das Boot, dieses große stählerne Tier, selbst schrie.

„Ruhe!" brülle ich ... und das Boot schweigt. Spahrs Stimme sagt: „Drei Dez nach Backbord!", Und der Rudergänger antwortet: „Neuer Kurs liegt an."

Drüben aber erlischt das Feuerwerk. Noch ein paar letzte Detonationen hallen nach. Dann, mit einemmal, wird die Bucht lebendig. Scheinwerfer blitzen auf, tasten mit ihren grellen weißen Armen über das Wasser und erlöschen wieder. Lichter huschen hin und her ... kleine, schnelle Lichter, ganz niedrig: Torpedoboote oder U-Boots-Jäger. Wie Libellen flirren sie im Zickzackfluge über die dunkle Fläche. Sie suchen uns — und wehe uns, wenn sie uns finden!

Ein letzter Blick. Das Schiff da drüben stirbt. Und rings, soweit ich sehen kann, kein lohnendes Ziel mehr. Nur noch Verfolger.

„Hart Backbord!" kommandiere ich. „Beide Maschinen äußerste Kraft voraus!"

Es gibt nichts anderes mehr, es gibt nur noch eins: heil herauskommen aus diesem Hexenkessel, das Boot gut nach Hause bringen, und die Leute.

Die Berge treten wieder enger zusammen. Die Strömung, die hier mit der Gewalt eines reißenden Flusses in die Bucht hineinschießt, faßt uns und schüttelt uns hin und her, die Maschinen arbeiten auf höchsten Touren.

Und doch ist es, als kämen wir nur schrittweise vorwärts. Zuletzt scheinen wir sogar zu stehen, wie ein Fisch im Bergbach, immer auf derselben Stelle. Hinter uns, aus dem Gewirr der umherhuschenden Lichter, löst sich eins und schießt gerade auf uns zu — das Topplicht eines Zerstörers.

Wir aber kommen und kommen nicht voran. Das Boot wird hin und her gerissen. Es wirft sich nach rechts und links ... der Feind aber rückt auf. Schon hebt sich seine schmale Silhouette deutlich aus dem Dämmer der Nacht.

„Ob der uns noch holt?" sagt Endraß neben mir mit belegter Stimme.

„Äußerste Kraft voraus!" rufe ich.

„Maschinen laufen äußerste Kraft!" kommt's von unten zurück.

Ein Alptraum. Man liegt festgebannt von einer unsichtbaren Macht, und der Tod kommt heran ... näher ... immer näher ...

Ein paar kurze Lichtblitze, kurz-lang-kurz aufflammend.

„Jetzt morst er", flüstert Endraß.



Mit dem Flugzeug nach Berlin



Fahrt durchs Brandenburger Tor



Auf dem Weg zur Reichskanzlei



Das Ritterkreuz!

Unser Boot bebt in allen Fugen — so als stemmte es sich keuchend mit letzter Lungenkraft gegen den Strom.

Wir müssen's schaffen ... wir müssen herauskommen ... Kein anderer Gedanke mehr, nur dieser eine, im Herzschlag der Maschinen: Wir müssen heraus ... wir müssen heraus ...

Da — es ist wie ein Wunder — der Gegner dreht ab. Das Licht gleitet seitwärts über das Wasser weg, und im nächsten Augenblick erreicht uns das Uiii-umm der ersten Wasserbomben.

Langsam quält sich das Boot durch den Engpaß. Es ist dunkel um uns. Nur aus der Ferne dringt verhallend, immer leiser der Knall der krepierenden Wasserbomben hinter uns her.

Dann liegt das Meer vor uns. Das große, weite, freie Meer — endlos unter dem endlosen Himmel.

Und aus tiefster Brust aufatmend gebe ich mein Kommando, das letzte Kommando dieser Aktion:

„An alle Stellen. Ein Schlachtschiff vernichtet — ein Schlachtschiff torpediert — und wir sind durch!"

Lachen ... Schreien ... Hurragebrüll ...

Diesmal dürfen sie brüllen.

Beim Führer

Dann wird alles wieder wie sonst. Die Wachen werden eingeteilt, wir essen, trinken, schlafen, ganz wie sonst. Nur in den Nerven zittert noch die Erregung nach.

Am Mittag des nächsten Tages — wir sind schon weit unten in der Nordsee — meldet der Deutschlandsender: „In der Bucht von Scapa Flow wurde das englische Schlachtschiff ‚Royal Oak' von einem deutschen U-Boot torpediert und versenkt. Das deutsche U-Boot soll nach englischen Meldungen gleichfalls gesunken sein."

Ich bin gerade in der Zentrale, als die Nachricht durchkommt. Neben mir steht Gustav Böhm, der Zentrale-Maschinist. Wir sehen uns an, und plötzlich reißt der kleine dicke Kerl den Rachen auf — und keucht unter Lachstößen hervor: „Gesunken ... das deutsche U-Boot ... haha ... wir sind also gesunken!"

Das, was getan werden mußte, ist getan. Aber die Spannung der Tat zittert noch lange nach in uns allen.

Am dritten Morgen kommt das Land in Sicht, ein zarter, blauer Schatten über den Wellen, und die Mole streckt uns weit in See hinaus ihre steinernen Arme entgegen. Hänsel, der Signalgast, meldet atemlos: „Herr Kapitänleutnant, Winkspruch von der Signalstelle: der Großadmiral erwartet das Boot auf der Schleuse."

„Ist gut", sage ich. Und halb freudig, halb beklommen lasse ich die Freiwache im Lederzeug oben an Deck antreten.
Aber als wir dann näher kommen und das Musikkorps die blitzenden Instrumente an den Mund hebt und das Deutschlandlied über das Wasser zu uns herüberschallt, als die Menschen, Hunderte von Menschen jubeln und winken und unser Boot aufrauschend in die Schleuse einfährt und festmacht, als ich vom Turm über die Stelling auf die Mole hinübergehe, gerade auf den Mann im blauen Mantel zu, da fühle ich, wie die Feierlichkeit der Stunde wie eine Welle über mir zusammenschlägt. Die Kehle ist mir eng und trocken, als ich melde: „Boot und Besatzung von Feindfahrt zurück. Ein feindliches Schlachtschiff versenkt, ein feindliches Schlachtschiff beschädigt."
Der Großadmiral dankt im Namen des Führers, im Namen der Marine. Und dann kommen die anderen. Als erster Konteradmiral Dönitz, der Befehlshaber der U-Boote. Er schüttelt mir die Hand lang und fest. Auch er dankt mir, und ich möchte so gern sagen: „Was soll der Dank? Sie sind der Kopf gewesen, und ich war die Hand." Aber die Anwesenheit der anderen versiegelt mir die Lippen. Ich nehme nur Haltung an.
Wir fahren wieder aus der Schleuse heraus zum Liegeplatz drüben im Hafen. Kaum haben wir festgemacht, kommt ein Offizier und meldet mir die Einladung des Führers nach Berlin. Am nächsten Tag sollen Kommandant und Besatzung seine Gäste in der Reichskanzlei sein.
Wir brüllen „Hurra!", daß es durch den ganzen Hafen dröhnt.
Und dann folgt der Flug nach Berlin in des Führers eigener Maschine, die Landung in Tempelhof, die Fahrt durch Tausende, Zehntausende von Menschen, die dastehen in den regengrauen

Straßen und schreien und die Arme schwenken und sich vor Begeisterung nicht zu lassen wissen.

Und dann sind wir beim Führer. Wir stehen angetreten in dem großen, saalartigen Arbeitszimmer, die ganze Besatzung. Draußen auf der Straße schreien die Menschen. Der Lärm dringt nur gedämpft herein, hier drinnen ist alles still.

Der Adjutant kommt und meldet: „Der Führer!"

Er tritt ein. Ich habe ihn früher schon manchmal gesehen. Aber nie habe ich so intensiv wie in diesem Augenblick die Größe dieses Lebens gefühlt. Gewiß, auch ich stand hier, und der Traum meiner Jugend war Wirklichkeit geworden, und vielleicht ist das Größte und Beste in diesem Leben, wenn wir die Träume unserer Jugend verwirklichen. Aber welch ein Leben war dieses neben meinem.

Ein Mann, der die Schmach und das Elend seines Landes als seine eigene Schmach, als sein eigenes Elend empfindet, wünscht sich ein freies, glücklicheres Vaterland. Er glaubt und handelt ... ein unbekannter Mann unter achtzig Millionen. Sein Traum wird Tat ... sein Glaube gewinnt Leben.

Ich gehe auf den Führer zu und melde. Er dankt, gibt mir die Hand und überreicht mir das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, zugleich als Auszeichnung für die ganze Besatzung.

Stolz und Glück ... Ich fühle sie in dieser Stunde, ich müßte ein Lügner sein, wenn ich's nicht offen bekennen wollte. Das Schicksal hat mich hoch emporgehoben in diesem Augenblick. Und doch, ich weiß, ich stehe hier zugleich für viele andere, die namenlos und stumm den gleichen Kampf gekämpft haben wie ich. Nur der Erfolg hat uns geschieden. Was aber ist Erfolg? Man mag ihn Glück nennen oder Gnade. Das aber, worauf es ankommt unter Männern, ist allein,

das Herz eines Kämpfers zu haben und sich selbst vergessen zu können um der Sache willen, der man dient.
Der Führer geht die kleine Front der Besatzung entlang. Er gibt jedem einzelnen die Hand und dankt jedem einzelnen. Ich folge ihm und sehe sie an, Mann für Mann, und mein Herz schlägt mit jedem von ihnen.

In eigener Sache

Als der Deutsche Verlag mich aufforderte, ein Buch über meine Erlebnisse zu schreiben, lag mein Boot gerade auf der Werft und wurde überholt. So hatte ich unerwartet mitten im Kriege Muße, auch mein Leben zu überholen. Ich habe mich dabei in allen Punkten an die Wahrheit gehalten, und in den meisten Fällen habe ich Dinge und Menschen beim richtigen Namen genannt.

So sind Witaschek und der alte Stoewer wirklich unter denselben Namen über die Planken eines Segelschiffes gelaufen, und Teyson lebt heute mit einem Bein als armer Schlucker irgendwo in Sachsen. Auch die Ereignisse haben sich alle so zugetragen, wie sie hier erzählt sind. Nur manchmal mußte ich sie etwas zusammendrängen, um die Fülle des Stoffs zu bändigen. So bin ich jahrelang als Matrose auf verschiedenen Segelschiffen und Dampfern gefahren und konnte aus dieser Zeit nur jeweils einen Ausschnitt geben.

Die Kriegserlebnisse stellen ebenfalls nur eine Auswahl der Episoden dar, die mir am interessantesten erschienen. Im übrigen habe ich hier die Reihenfolge der Ereignisse etwas geändert und das Kapitel Scapa Flow an den Schluß genommen. Das geschah vor allem deshalb, weil ich den Weg von Scapa Flow als einen Markstein in meinem Leben empfinde, der sich aus dem ständigen Fluß der Ereignisse heraushebt. Daher schien es mir auch richtig, das Buch, das mitten aus dem Leben erzählt ist, mit dem markantesten Ereignis dieses Lebens zu beschließen.

Mitte August 1940

Günther Prien

Prien von Feindfahrt nicht zurück

Berlin, 23. Mai 1941

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Das von Korvettenkapitän Günther Prien geführte Unterseeboot ist von seiner letzten Fahrt gegen den Feind nicht zurückgekehrt. Mit dem Verlust dieses Bootes muß gerechnet werden.

Korvettenkapitän Günther Prien, der Held von Scapa Flow, der vom Führer in Anerkennung seiner überragenden Verdienste mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet worden war, und seine tapfere Besatzung leben im Herzen aller Deutschen weiter.

Aufnahmen: Associated Preß, Atlantic-Photo-Verlag, Erich Engel, Mauritius-Verlag (Anneliese Schulze), Presse-Bild-Zentrale, Presse-Hoffmann, Willi Ruge, Max Schirner, Weltbild, sämtlich Berlin; Kapitän z. S. Kratzenberg, Krupp Germaniawerft, Ferd Urbahns, Kiel; sämtlich Archiv Deutscher Verlag

Gedruckt im Deutschen Verlag, Berlin 1942